Weber Sc.

Capitain Rogers wird von einem Seekalbe angefallen.

Die

berühmtesten

See- und Land-Reisen,

nebst

allen interessanten

Entdeckungen

von

Columbus

bis

auf gegenwärtige Zeit.

Fünfter Band.

Leipzig, 1806.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/diebermtestensee51duke

RBR
Jantz
#943
bd.5

Reise des Capitains Woodes Rogers um die Welt.

Es gibt wenig Reisen, welche mit einer größern Anzahl sonderbarer Umstände und merkwürdiger Ereignisse begleitet sind, als diejenige, mit deren Beschreibung wir unsere Leser jetzt unterhalten wollen.

Selbst die entschlossensten Menschen sehen sich zwar in der Nothwendigkeit, dem Drucke ungünstiger Umstände nachzugeben; aber ein edler Geist weiß sich über das Schicksal zu erheben, und den Eifer, welcher ihn beseelt, selbst andern mitzutheilen. So wenig Glück auch Dampier in der Südsee gehabt hatte, so both er doch, nach seiner Rückkunft in England, alle seine Kräfte auf, um die Kaufleute der Hauptstadt zur Ausrüstung eines Geschwaders zu vermögen, womit die Manilla-Schiffe angegriffen werden sollten. Allein man mag ihn nun für einen rastlosen Speculanten gehalten, oder die Ausführbarkeit des Planes bezweifelt haben, so viel ist gewiß, daß er in London nur wenig Aufmerksamkeit fand. Da er einmahl für diese Unternehmung eingenommen war,

so begab er sich nach Bristol, wo er das Glück hatte, neunzehn Personen, zum Theil Kaufleute, in eine Gesellschaft zu vereinigen, die sich zur Ausführung seines Entwurfes anheischig machte. Competente Richter haben das Urtheil gefällt, daß nie eine Expedition dieser Art so einsichtsvoll entworfen und in jeder Rücksicht so gut vorbereitet worden ist. Man trug nicht nur Sorge, den guten Erfolg zu sichern, sondern auch, so viel als immer möglich, Unfällen vorzubeugen; es gebührt daher ein ungemeines Lob den Männern, die an der Spitze der Unternehmung standen.

Der erste Vorwurf ihrer Aufmerksamkeit war, erfahrne Officiere in Dienst zu nehmen; und hierin scheinen sie ganz vorzüglich glücklich gewesen zu seyn. Capitain Woodes Rogers, der Commodore, war ein kühner, thätiger, unermüdeter Officier; fest in seinen Entschlüssen, und der Schmeicheley nicht leicht empfänglich, wodurch er Unrecht zu thun hätte verleitet werden können. Er besaß die seltene Kunst, sein Ansehen ohne Strenge zu behaupten, und in den schwierigsten Lagen Hülfsmittel ausfindig zu machen.

Capitain Stephan Courtney war ein Mann aus einer guten Familie; er hatte eine treffliche Erziehung genossen, und besaß ein schönes Vermögen. Er gehörte unter die Interessenten der Expedition; und er nahm persönlich daran Antheil, um seinen und der Gesellschaft Nutzen desto mehr zu befördern.

Capitain Thomas Dover, der dritte im Commando, war gleichfalls bey der Expedition interessirt, und er übernahm dabey aus ähnlichen Beweggründen eine Rolle. Eigentlich war er ein Arzt, und gegen die letzten Jahre seines Lebens machte

er sich durch ein Buch *) bekannt, worin er den Gebrauch des rohen Queckſilbers empfiehlt. Sein Aeußeres war rauh und zurückſtoßend; ein Umſtand, der zwar Andere von ihm entfernte, aber auch das Gute hatte, daß er ſich keine Parthey machen konnte, welche ihm bey ſeinen übeln Launen Vorſchub geleiſtet hätte. Er kommandirte unter Capitain Woodes Rogers.

Capitain Eduard Cooke anlangend, welcher unter Capitain Courtney kommandirte, ſo war er zwey Mahl in franzöſiſcher Gefangenſchaft geweſen, und wagte jetzt ſeine Perſon und ſein ganzes Glück an dieſe Expedition.

Der Steuermann im größern Schiffe war Capitain Wilhelm Dampier, welcher den Plan zuerſt entworfen hatte. Er wollte jetzt zum vierten Mahle die Südſee beſuchen, wo ſein Nahme ihn den Spaniern furchtbar machte.

Die Subalternen wurden mit Sorgfalt und Einſicht gewählt; ja man war ſelbſt beym Enrolliren der Matroſen vorſichtig. Um die letztern zum Dienſteifer aufzumuntern, verſprach man eine Belohnung von dreyßig Pfund denjenigen, welche das Unglück haben ſollten, ein Glied in dem Dienſte zu verlieren.

Dieß iſt der allgemeine Charakter der Theilnehmer an der Expedition, deren Geſchichte wir ſo eben liefern wollen. Uibrigens ging die Vorſicht der Eigner noch weiter: ſie entwarfen zum Gebrauch der Officiere und der Mannſchaft ein beſonderes Geſetzbuch und Regulativ, deſſen Hauptartikel dahin lauteten, daß ſie ſich zuſammen hal-

*) Dover's last Legacy to his Country.

ten und übereinstimmend agiren, nichts von Wichtigkeit ohne allgemeine Berathschlagung der Officiere unternehmen, vorzüglich aber sich einander in Rücksicht des Proviants und der Vorräthe beystehen sollten.

Von dieser Reise besitzen wir zwey Nachrichten, die in der Form eines Tagebuchs erschienen sind: die eine von Capitain Rogers, die andere von Capitain Cooke. Der erstern werden wir hier hauptsächlich folgen; wo aber die Erzählung an Deutlichkeit gewinnt, wollen wir beyde mit einander verschmelzen.

Nachdem die gehörigen Vorbereitungen getroffen worden, ging man am ersten August 1708 von König's-Rhede in zwey Schiffen unter Segel. Das eine, der Herzog, von drey hundert Tonnen, dreyßig Kanonen und hundert und siebenzig Mann, wurde vom Capitain Woodes Rogers; das zweyte, die Herzoginn, von zwey hundert und siebenzig Tonnen, sechs und zwanzig Kanonen und hundert und ein und funfzig Mann, vom Capitain Stephan Courtney kommandirt. Beyde Schiffe hatten von der englischen Regierung Auftrag und Vollmacht, wider die Franzosen und Spanier zu kreuzen, und gemeinschaftlich, als denselben Eignern, Bristoler Kaufleuten, zuständig, zu agiren.

Ihre erste Bestimmung war die Bucht von Cork, wo sie am sechsten anlangten. Hier nahmen sie Erfrischungen ein, wechselten unter sich einige von der Mannschaft, und enrollirten andere. Sie hatten noch einmahl so viel Officiere, als sonst in Kaperschiffen gewöhnlich sind, theils um Meutereyen vorzubeugen, theils damit es an Nachfolgern im Kommando auf den Fall einer Sterblichkeit nicht fehlen möchte.

Während sie hier vor Anker lagen, knüpfte die Mannschaft, zu Folge der laxen moralischen Grundsätze, welche bey Seeleuten so gewöhnlich sind, eine Menge ehelicher Verbindungen. Unter andern ließ sich ein Däne durch einen katholischen Priester eine Irländerinn antrauen, ohne daß Braut und Bräutigam ein Wort von der Sprache des andern verstanden, so daß sie sich nur vermittelst eines Dollmetschers unterreden konnten. Dennoch äußerte dieses Paar, da sie sich trennen mußten, mehr wahre Zuneigung gegen einander, als alle übrige, und der Mann blieb einige Zeit lang melancholisch. Wahrscheinlich wird ein Misogyn diese Zuneigung von eben dem Umstande herleiten, der in den Augen eines gewöhnlichen Beobachters die entgegengesetzte Wirkung haben zu müssen scheint: der Däne, wird der Weiberfeind sagen, liebte die Irländerinn, weil die Frau ihn nicht mit ihrer Zunge beleidigen konnte, und weil beym weiblichen Geschlechte Stillschweigen das beßte Mittel ist, die Liebe des Mannes zu erhalten.

Die Bemannung beyder Schiffe bestand jetzt aus drey hundert und drey und dreyßig Köpfen, und über ein Drittel darunter waren Fremde. — Nachdem man die Signale verabredet hatte, gingen die Schiffe am ersten September, in Gesellschaft des Kriegsschiffes Hastings, wieder unter Segel. Bey diesem blieben sie bis zum sechsten, an welchem Tage der Capitain desselben zum Abschiede sie noch mit einigen Bedürfnissen, die bisher übersehen worden waren, großmüthig versahe, ohne die mindeste Vergütung dafür anzunehmen.

Die Schiffsmannschaft wurde dann auf das Verdeck gerufen, und die Capitaine unterrichteten sie jetzt von ihrer wahren Bestimmung und der

Natur ihrer Reise, damit sie noch mit Capitain Paul diejenigen auswechseln könnten, die abgeneigt wären, an einer so langen und gefahrvollen Reise Antheil zu nehmen. Nur ein Mann zeigte Unzufriedenheit, und er gab davon den sonderbaren Grund an, daß er dieses Jahr Zehntner (tithingman) sey, und besorge, seine Frau werde wegen seiner Abwesenheit vierzig Schillinge bezahlen müssen. Allein der arme Kerl, der alle seine Kameraden so freudig sahe, vergaß seine Bedenklichkeit bald, und beschloß ihr Schicksal zu theilen.

Am zehnten früh Morgens erblickten sie ein Segel, auf welches sie unmittelbar Jagd machten, und um drey Uhr des Nachmittags brachten sie es nach zwey Lagen zum Streichen. Aus einigen Worten, welche die Mannschaft im Rausche zufälliger Weise fallen ließ, vermuthete man, daß das Schiff verbothene Waaren am Bord habe; allein da die Capitaine nach einer allgemeinen Untersuchung fanden, daß es schwer seyn würde, dasselbe für eine rechtmäßige Prise erklären zu lassen, und da es Zeitverlust verursacht haben würde, wenn sie es in einen Hafen geführt hätten, so entließen sie das Schiff, ohne das mindeste wegzunehmen. Der Befehlshaber desselben beschenkte deßhalb den Capitain Rogers mit einigen Schinken und getrocknetem Rindfleisch, und bekam als Gegengeschenk ein Dutzend Flaschen Aepfelwein (redstreak cyder). Das Schiff führte schwedische Flagge und gehörte nach Stade. Als es die englischen Schiffe verließ, begrüßte es sie mit vier Kanonen.

Während Capitain Rogers die Beschaffenheit des genommenen Schiffes am Bord desselben untersuchte, hatten insgeheim der Bootsmann, drey

Subaltern-Officiere und mehrere Matrosen seines eigenen Schiffes den Plan entworfen, den Schweden zu einer guten Prise zu machen; und da man ihn wieder frey gab, fingen sie an Unzufriedenheit zu äußern und widerspänstig zu werden. Allein dieser Unordnung ward sogleich abgeholfen: man legte zehn der vorlautesten in Eisen, entsetzte den Bootsmann seiner Stelle, und ließ einen der hauptsächlichsten Unruhstifter tüchtig auspeitschen.

Eine ähnliche Meuterey fing auch am Bord der Herzoginn sich zu zeigen an; aber die Ruhe trat gleichfalls wieder ein, als der Aufruhr am Bord des andern Schiffes unterdrückt worden war.

Ob aber gleich diese irre geleiteten Leute Böses zu thun gehindert wurden, so fuhren sie doch fort, ihre Kameraden zu reitzen, indem sie ihnen vorstellten, daß sie für die Sache der gesammten Mannschaft leiden müßten, deren Pflicht es daher sey, sie durch einen allgemeinen Aufstand zu befreyen. Nachgerade erreichte die Unruhe einen so hohen Grad, daß ein Matrose, in Begleitung des größten Theiles der Mannschaft, vor den Capitain Rogers trat, und die Loslassung des abgesetzten Bootsmannes forderte. Der Capitain temporisirte, bis er den Menschen zu einer Privatconferenz auf das Hinterverdeck gelockt hatte; dann befahl er ihn zu ergreifen und derb auszupeitschen.

Am nächstfolgenden Tage wurde der aufrührische Bootsmann in Ketten an Bord der Krone geschafft, einer Galeere von Biddeford, die mit ihnen einige Tage lang in Gesellschaft gefahren war. Den Tag darauf erhielten die Gefangenen ihre Freyheit wieder, als sie sich demüthig unterwarfen, und auf das feyerlichste versprachen, daß sie in Zukunft sich gehorsam betragen wollten. —

Die Subalternen, die an der Meuterey mit Antheil genommen hatten, erhielten ihre Stellen wieder; und der gesammten Mannschaft wurde auf das strengste anbefohlen, daß es niemand wagen sollte, ihnen wegen des Vergangenen Vorwürfe zu machen, oder den Gehorsam zu verweigern. Durch dieses liberale und wohl berechnete Verfahren wurde Ruhe und Friede hergestellt; und die ganze Mannschaft ward, theils aus Dankbarkeit, theils aus Pflicht, thätig und gehorsam.

Am achtzehnten früh Morgens entdeckten sie ein Schiff gerade vorwärts, welches sie in fünf Stunden erreichten und nahmen. Es war ein Spanier, der von Teneriffa nach Fuerteventura segelte, verschiedene Passagiere beyderley Geschlechts am Bord hatte, und mit mancherley Gütern befrachtet war. Am nächstfolgenden Tage steuerten sie nach der Rhede von Orotavia, wo sie eine Deputation abschickten, um über die Loskaufung des Schiffes zu unterhandeln, und Wein und andere Erfrischungen einzukaufen. Vanburgh, Agent der Eigner am Bord des Herzogs, begleitete diese Parthey wider Willen des Capitains Rogers.

Bald darauf kam aus der Stadt ein Boot mit einem Briefe von den daselbst ansessigen englischen Kaufleuten, welche den beyden Capitainen Vorwürfe machten, daß sie die Barke als Prise behandeln wollten. Sie führten an, der Königinn Anna Majestät und die Könige von Frankreich und Spanien seyen über einen freyen Handel zwischen diesen Inseln überein gekommen, und diese Uibereinkunft werde von den letztern Regenten so gewissenhaft befolgt, daß sie ein englisches Schiff, welches von einem französischen Kaper genommen worden, wieder frey gegeben hätten. Die Kauf-

leute stellten ferner den Capitainen die Gefahr der Repressalien, so wie den Umstand vor, daß sie von ihrem Verfahren Rechenschaft zu Hause würden geben müssen.

Dieser Brief wurde von den Capitainen unmittelbar beantwortet. Sie schrieben den Kaufleuten, da sie in Rücksicht der spanischen Schiffe, welche zwischen diesen Inseln Handel trieben, keine besondere Instruction erhalten hätten, so wären sie nicht gesonnen, ihre Prise ohne einen besondern Befehl der Königinn Majestät auszuliefern. Werde übrigens Vanburgh, welchen die Kaufleute zurückbehalten hatten, nicht frey gegeben, so wollten sie alle spanische Gefangene mit wegführen; und besorge man einen Nachtheil für die englische Factorey, so könnten ja die Kaufleute demselben durch Loskaufung der Barke zuvorkommen, und im Fall sie sich beeinträchtigt hielten, Genugthuung zu Hause nachsuchen.

Man wechselte noch einige andere Briefe; als aber die Kaufleute fanden, daß die Capitaine sich weder durch Drohungen noch durch die Furcht vor den Folgen schrecken liessen, schickten sie zuletzt einen aus ihrer Mitte ab, welcher von Vanburgh begleitet ward, und fünf Fässer Wein nebst einer Menge Lebensmittel und Erfrischungen mitbrachte.

Da nunmehr eine Auszleichung eingeleitet war, so liessen die Capitaine die Güter aus der Prise wegnehmen, und verkauften dann das Fahrzeug der Factorey für viehundert und funfzig Thaler. Zugleich wurden ale Gefangene ausgeliefert. Nach dieser Verhandlung berief man einen Ausschuß, welcher das ganze Geschäft untersuchte und einstimmig billigte; eine Verfahrungsart, die

während der ganzen Reise anhaltend beobachtet ward, und die glücklichsten Folgen hatte.

Am letzten September erreichten sie St. Lucia, eine der capverdischen Inseln, und in wenig Stunden gingen sie im Hafen St. Vincent vor Anker. Da sie diese Insel als unbewohnt kannten, so erstaunten sie, als sie verschiedene Leute am Ufer erblickten. Um dieß Räthsel zu lösen, landete Capitain Cooke in der Pinnasse, da sich denn zeigte, daß die Leute Portugiesen aus St. Antonius waren, welche sich hierher begeben hatten, um Schildkröten zu fangen.

Die Insel St. Lucia liefert Holz und Wasser, Schweine, Ziegen und in Guinea einheimische Vögel in Uiberfluß. Die Rhede, wo die Schiffe lagen, war reich an Fischen. In den Wäldern bemerkten sie zahlreiche Spinnen, so groß wie welsche Nüße, deren Gewebe die Stärke von gewöhnlichen Faden hatte. Da alle Gänge und Wege mit dergleichen Gewebe angefüllt waren, so wurde das Gehen dadurch etwas erschwert.

Während sie hier vor Anker lagen, brachen neue Unruhen unter der Mannschaft in Rücksicht der Beute aus. Um dieselben so wohl jetzt beyzulegen, als für die Zukunft zu verhüthen, entwarf man neue Artikel, welche von der Mannschaft beyder Schiffe einstimmig gebilligt wurden.

Indeß sie sich mit dem Kalfatern der Schiffe beschäftigten, und Holz und Wasser einnahmen, wurde ein Dollmetscher mit einem sehr ehrerbiethigen Briefe an den Gouverneur dieser Inseln abgeschickt, und derselbe ersucht, daß er ihnen, als Unterthanen Großbritanniens und Alliirten Portugals, die Erlaubniß geben möchte, Erfrischungen einkaufen zu dürfen. Bald hernach kam der

Unterstatthalter, ein Neger, an Bord des Herzogs, und brachte den Engländern Schweine, Geflügel, Pomeranzen, Limonien, Wasser- und Bisammelonen, Tabak, Branntwein und andere Bedürfnisse, wofür er ein Aequivalent an Prisen-Gütern von geringem innern Werthe erhielt.

Einige Tage lang verzögerten die Capitaine ihre Abfahrt wegen des Dollmetschers, welcher länger, als er sollte, aussen blieb; aber zuletzt sahen sie sich doch noch genöthiget, ohne ihn unter Segel zu gehen. Sie entschlossen sich hierzu um so eher, damit durch dieses Beyspiel andere eine Warnung erhielten, wenn sie an das Ufer geschickt worden, ihre Instructionen genau zu befolgen, und nach Beendigung ihres Geschäftes sogleich zurückzukehren.

Die Insel St. Lucia ist bergig und unfruchtbar, und die Luft daselbst wird nicht für die beßte gehalten. Wahrscheinlich rührt dieß daher, weil der Boden mit Waldungen bedeckt ist. Ob aber gleich mehrere daselbst krank wurden, so starb doch niemand, und Allen schafften Aderlässe Erleichterung.

Am achten October, nachdem der Unterstatthalter an das Ufer gebracht worden, wo er, weil es daselbst keine Wohnung gab, die Nacht in einer Höhle zubringen mußte, gingen die Capitaine nach der brasilianischen Küste unter Segel. Auf dieser Fahrt brachen, ungeachtet aller getroffenen Maßregeln, um Ruhe zu erhalten, neue Streitigkeiten unter den Leuten aus. Nach verschiedenen Berathschlagungen faßte man den Entschluß, den Unterschiffer am Bord der Herzoginn, Page, auf das andere Schiff zu nehmen, und seine Stelle einem Andern zu übertragen. Capitain Cooke er-

hielt den Auftrag, diesen Entschluß in Ausführung zu bringen; aber Page, uneingedenk dessen, was er seinem Vorgesetzten schuldig war, schlug den Capitain, und man mußte Gewalt brauchen, um ihn an Bord des Herzogs zu bringen. Der Meuterey beschuldigt, bath er um Erlaubniß, sich auf ein Paar Minuten wegen eines Geschäftes entfernen zu dürfen. Da man ihm dieß erlaubte, benutzte er die Gelegenheit, über Bord in der Hoffnung zu springen, das andere Schiff durch Schwimmen zu erreichen; allein man fing ihn wieder auf und bestrafte ihn, wodurch die Streitigkeit ein Ende erhielt. Diese kleinen Zwiste äußern auf Reisen dieser Art oftmahls einen großen und sehr nachtheiligen Einfluß; und überhaupt ist es ohne Subordination unmöglich, ein Schiff zu regieren, geschweige denn damit vortheilhaft zu fechten. Es ist daher die Pflicht der Befehlshaber, über gute Disciplin streng zu halten, und sogleich die ersten Phänomene von Unruhe und Meuterey zu unterdrücken.

Das Lob der Wachsamkeit in dieser Hinsicht scheint den Anführern in dieser Expedition mit vollem Rechte zu gebühren; und zum Glück für die Eigner und die Mannschaft war die von jenen geäußerte Energie immer den Umständen gemäß, welche dazu Veranlassung gaben.

Am achtzehnten November erreichten sie die brasilianische Küste, und ankerten vor der Insel Grande. Hier erhoben sich neue Streitigkeiten, und der Zwist hätte am Bord der Herzoginn unstreitig eine gefährliche Höhe erreicht, wenn nicht Capitain Courtney unmittelbar acht Meuter in Eisen hätte legen lassen. Diese Maßregel erschreckte

die Uibrigen, und hinderte sie aller Wahrscheinlichkeit nach, mit dem Schiffe davon zu gehen.

Allein die Widerspänstigkeit der Leute war dadurch noch nicht völlig beseitiget. Nach wenig Tagen wollten einige von der Mannschaft davon gehen und versteckten sich zu dieser Absicht in den Wäldern. Zwey derselben, die der Herzoginn angehörten, wurden aber während der Nacht durch das Geschrey der Affen und Paviane, die sie für Tiger hielten, dermaßen erschreckt, und dadurch zu ihrer Pflicht zurückgebracht, daß sie sich in die See stürzten und schrien, man sollte sie an Bord nehmen. Hier äußerten sie Reue über ihr Ausreissen, und mußten sich nun gefallen lassen, daß man sie wegen ihrer Furcht auslachte.

Am Morgen darauf früh entdeckte man ein Canot und befahl den Leuten darin an Bord zu kommen. Da diese zu entwischen suchten, so wurden die Engländer über ihr Vorhaben mißtrauisch. Man schickte ihnen daher die Pinnasse und das kleine Boot nach. Bevor diese das Canot zum Beylegen bringen konnten, sahe man sich genöthigt in dasselbe zu feuern, wodurch ein Indianer verwundet ward. Der Eigenthümer und Steuermann des Canots war, wie sich nun zeigte, ein Mönch, der eine Menge Goldes bey sich führte, welches er, nach Capitain Rogers Vermuthung, mit Beichtesitzen und Ablaß gewonnen hatte. Der verwundete Indianer wurde von dem Chirurgus besorgt, aber in zwey Stunden starb er. — Den Mönch brachte man an Bord des Herzogs; ob man ihn aber gleich gütig behandelte, so äußerte er doch große Unzufriedenheit über den Verlust seines Goldes und den Tod seines Sclaven, und drohte den Engländern, entweder in Portugall oder in Eng-

land Genugthuug zu suchen. Am nächstfolgenden Tage erwischte man zwey Ausreisser und legte sie in Eisen, und den Tag darauf gingen die Schiffe wieder unter Segel.

Die Insel Grande ist hoch und erhebt sich in der Mitte in eine Spitze. In der Nachbarschaft derselben finden sich verschiedene andere kleine Eilande, oder vielmehr Klippen, von kreisförmiger Gestalt, die zusammen einen sehr mahlerischen Anblick gewähren. Die Bucht, wo Capitain Rogers Wasser einnahm, war ein sichrer Ankerplatz, und das Wasser da herum meistens zehn Faden tief. Der Umfang der Insel Grande beträgt gegen neun Meilen, und der Boden derselben ist durchaus waldig. Affen und andere wilde Thiere sind hier in Menge vorhanden; auch fehlt es gar nicht an heilsamen Früchten, z. B. Pomeranzen, Citronen und Guavas. Rind- und Schöpsenfleisch war wohlfeil genug, jedoch eben nicht überflüssig zu finden; Schweine waren noch seltener. Cassada ist die einzige Brodart, welche man hier kennt.

Während der Zeit, da die Schiffe hier lagen, war die Witterung sehr günstig; indessen war die Hitze einer fast senkrechten Sonne sehr stark und fast unerträglich. Capitain Rogers zog Nieuhoff's Beschreibung von Brasilien zu Rathe, und fand sie durch seine eigenen Beobachtungen bestätiget.

Indem sie ihre Fahrt südwärts fortsetzten, kamen sie allmählich in kalte Breiten; ein Uibergang, welcher einen sehr merklichen Einfluß auf die Gesundheit der Mannschaft äußerte. Dieß bewog Rogers, nach der Insel Juan Fernandez zu steuern, welche sie jedoch nicht ohne einige Schwierigkeit finden konnten, weil die Lage derselben auf verschiedenen Charten widersprechend angegeben

war. Dampier selbst, der doch in seinem Kopfe eine Charte von der Insel mit sich trug, welche, wie sich zeigte, mit dem äußern Ansehen des Landes ausserordentlich übereinstimmte, war verlegen, wie er steuern sollte; und Capitain Rogers sahe sich zuletzt noch genöthiget, nach dem festen Lande von Chili zu fahren, um von da einen sicherern Weg nach Juan Fernandez einzuschlagen.

Am fünften Januar 1709 erhob sich ein heftiger Sturm, in welchem die Herzoginn beynahe verloren ging. In dem Augenblicke, da die Mannschaft am Abend dieses Tages die Mahlzeit halten wollte, traf eine Woge auf das Hintertheil des Schiffes, welche alle Fenster der Cajüte und den Verschlag einschlug, den ersten Lieutenant, nebst verschiedenen Musketen und Pistolen, die daselbst hingen, zwischen den Verdecken bis zur Mitte in die Höhe hob, und ein am Verschlage der Cajüte hangendes Schwert durch eine Hangematte und Matratze beym Sterne hindurch trieb; und hätte nicht der Verschlag nachgegeben, so hätten alle in der Cajüte ohne Rettung ertrinken müssen. Das kleine Boot auf dem Verdecke wurde in Stücke zerschmettert; und erwägt man die Heftigkeit und die Wirkungen dieses Schlages, so muß man erstaunen, daß nicht viele dabey ums Leben gekommen sind. Allein dieß widerfuhr keinem, und nur einer oder ein Paar bekamen Wunden; dagegen fand sich im Schiffe kein trockner Fleck, Kisten, Hangematten und Betten, kurz alles war durch Seewasser eingeweicht.

Am funfzehnten richteten sie ihren Lauf nordwärts, und fanden in dem südlichen Oceane eine ruhige See. Zwey Tage darauf stellten sie eine genaue Beobachtung an, welche sie überzeugte, daß

sie um Cap Horn herumgefahren waren, und sich jetzt nordwärts vom Cap Victoria befanden. Die Mannschaft fing nun an sehr am Scorbut zu leiden, als sie zu ihrer großen Freude vor Juan Fernandez am ersten Februar anlangten.

Capitain Dover fuhr in der Pinnasse sogleich an das Ufer, um Lebensmittel aufzusuchen, und einen schicklichen Ankerplatz ausfindig zu machen; da aber die Nacht bald einzutreten und die Dunkelheit zuzunehmen anfing, ward die Mannschaft über die Sicherheit ihrer Kameraden nicht wenig beunruhiget, indem sich am Ufer ein Feuer zeigte, woraus sie schlossen, daß Schiffe in der Rhede liegen müßten. Muthmaßlich waren dieß französische Schiffe; und hieraus zog man den natürlichen Schluß, daß man entweder mit ihnen fechten, oder auf Wasser und Erfrischungen Verzicht leisten mußte, die man doch so sehr wünschte, und auch nöthig hatte.

Während dieser unangenehmen Eindrücke richteten sie die Schiffe westwärts, um in den Strich der Südwinde zu kommen, und nachdem sie vor der Insel vorbey waren, kehrten sie nach einer verschiedenen Richtung zurück; allein anstatt einen Feind zu entdecken, hatten sie das Vergnügen, die Küste überall rein zu finden.

Capitain Dover und sein Haufen, welcher vorher wieder an Bord genommen worden, wurde jetzt zum zweyten Mahle in der Jölle, nebst Fry und sechs Mann, die wohl bewaffnet waren, abgeschickt. Mittlerweile fuhren beyde Schiffe hin und her; aber es kamen vom Lande so heftige Windstöße, daß sie alle ihre nautische Kunst aufbiethen mußten, um nicht von der Küste fortgetrieben zu werden.

Weil

Weil die Jölle nicht sobald zurückkehrte, als man erwartete, sendete Capitain Rogers die Pinnasse, wohl bewaffnet, ab, um die Ursache des Außenbleibens jenes Fahrzeuges zu erfahren; denn er fing zu besorgen an, daß die Spanier die Insel besetzt und seine Leute gefangen genommen haben könnten. Er befahl deßhalb, ein Signal für das Boot aufzustecken, und die Herzoginn mußte eine französische Flagge sehen lassen.

Allein in kurzer Zeit kehrte die Pinnasse mit einem starken Vorrathe von Krebsen und einem Manne zurück, der in Ziegenfelle gekleidet war, und einen eben so wilden Blick als seltsame Tracht hatte. Dieser Mann, dessen Nahme durch den historischen Roman verewigt worden, hatte vier Jahre und vier Monathe auf der Insel zugebracht. Er war daselbst vom Capitain Stradling zurückgelassen worden, welcher das Schiff Cinque-Ports kommandirte, an dessen Bord sich der Fremde als Schiffsmeister befunden hatte. Er hieß Alexander Selkirk, und da er einst in Dampier's Gesellschaft gefahren war, so empfahl ihn dieser als einen vortrefflichen Seemann. Zu Folge dieser Empfehlung erhielt er sogleich die Stelle des Schiffers am Bord des Herzogs. Dieser Mann war es, welcher das Feuer in dem verflossenen Abend angezündet hatte, indem er ganz richtig muthmaßte, daß die Schiffe englische seyn müßten. Während seines langen Aufenthaltes auf dieser öden Insel hatte er mehrere Schiffe vorbey segeln sehen; aber nur zwey gingen daselbst vor Anker, und diese gehörten den Spaniern, denen er nur mit genauer Noth entwischte. Jeder andern Nation würde er sich mit Freude ergeben haben, um nur wieder unter menschliche Gesellschaft zu kommen; aber Tod oder

ewige Einsamkeit zog er der Gefahr vor, in die Hände der Spanier zu fallen, von welchen er augenblickliche Vernichtung oder dauerndes Elend in den Bergwerken erwartete, indem er wohl wußte, welchen tödtlichen Haß sie gegen einen Fremden hegen mußten, welcher mit der Südsee so gut bekannt war. Wie es scheint, hatten die Spanier gelandet, ehe er noch ihr Terrein recognosciren konnte, und sie waren ihm so nahe gekommen, daß sie auf ihn schossen. Mit unendlicher Schwierigkeit suchte er ihnen aus der Schußweite zu kommen, und ihren Verfolgungen zu entfliehen. Zum Glück gelang es ihm, einen Baum zu besteigen, ohne daß seine Feinde es gewahr wurden; und obgleich einige am Fuße desselben ein natürliches Bedürfniß befriedigten, und nahe dabey einige Ziegen tödteten, so kehrten sie doch zurück, ohne seinen Schlupfwinkel entdeckt zu haben.

Selkirk, der sich über seine Befreyung glücklich fühlte, gab von sich und seinem Schicksale eine ungeschminkte Nachricht. Er sagte, er sey zu Largo in der Grafschaft Fife in Schottland gebohren und von seinen Knabenjahren an zum Seewesen auferzogen worden. Er war mit den Buckanieren in Verbindung gewesen, und hatte mit jener entschlossenen Menschenklasse viele Gefahren bestanden. Zu Folge eines Streites zwischen ihm und seinem Capitain, und weil das Schiff, worin er fuhr, leck war, war er anfangs geneigt hier zu bleiben; und späterhin, da der Gedanke der Einsamkeit auf seinen Geist so stark wirkte, daß er persönlichen Haß vergaß, und trotz der Gefahr, der er sich vielleicht im Schiffe aussetzte, wieder an Bord genommen zu werden wünschte, weigerte sich der Capitain ihn aufzunehmen. Er war schon

vorher auf der Insel, um Holz und Wasser einzunehmen, gewesen, als zwey von der Mannschaft des Schiffes sechs Monathe daselbst zubringen mußten, bis das Schiff, das durch zwey französische Südsee-Schiffe weggetrieben worden war, zurückkehrte und sie wieder an Bord nahm.

Als man ihn seinem Schicksale überließ, hatte er bey sich seine Kleidung und sein Bette, ein Schießgewehr mit etwas Pulver und einigen Kugeln, Tabak, ein Beil, ein Messer, einen Kessel, eine Bibel nebst einigen praktischen Abhandlungen, und einige wenige mathematische Bücher und Instrumente. Mit diesem geringen Vorrathe suchte er sich, so gut er konnte, Unterhalt und Zeitvertreib zu verschaffen; allein in den ersten acht Monathen erforderte es allen seinen Muth, den melancholischen Gedanken zu ertragen, daß er von aller menschlichen Gesellschaft abgeschnitten sey und sich in einer solchen Einöde befinde.

Als er endlich sich in sein Schicksal zu fügen lernte, bauete er sich zwey Hütten von Pimento-Holz, die er mit langem Grase bedeckte und innerlich mit Ziegenfellen auskleidete. Diese Thiere schoß er ohne alle Schwierigkeit, so lange sein Pulver dauerte; da er aber dessen nicht mehr als ein Pfund hatte, so war der Vorrath bald erschöpft.

Feuer verschaffte er sich, indem er zwey Stücke Pimento-Holz an seinen Knieen stark zusammen rieb; und da es ihm an Brennmaterial nicht fehlte, so hatte er auf diese Weise die Befriedigung eines wesentlichen Bedürfnisses immer in seiner Gewalt. Die kleinere Hütte, die in einiger Entfernung von der andern erbaut war, diente ihm zur Küche; in der größern schlief er, auch las er

darin und stellte religiöse Uibungen an, so daß er, nach seiner eignen Bemerkung, in dieser Einöde ein besserer Christ war, als er je zuvor gewesen, und, wie er befürchtete, in Zukunft seyn dürfte.

Anfänglich aß er nie etwas eher, als bis ihn der Hunger dazu antrieb. Dieß war zum Theil eine Folge der Niedergeschlagenheit seines Geistes, theils kam es daher, weil es ihm an Brot und Salz fehlte; auch legte er sich nicht eher nieder, als wenn er nicht länger wachen konnte. Das Pimento-Holz, welches sehr hell brennt, diente ihm nicht bloß zur Feuerung und Leuchtung, sondern vergnügte ihn auch durch seinen lieblichen Geruch.

Fische hätte er sich in großer Menge verschaffen können; allein da es ihm an Salz fehlte, um sie einzumachen, oder auch frisch zu genießen, und da er ihren Genuß zu erschlaffend fand, so enthielt er sich derselben. Indessen aß er, als eine Delicatesse, Krebse, die fast die Größe unserer Hummern hatten, und die er sehr gut und gesund fand. Diese kochte er zuweilen, andere Mahle bratete er sie, wie er auch mit dem Ziegenfleische verfuhr, woraus er sich eine sehr nahrhafte Brühe machte. Das Fleisch dieser Thiere ist nicht so bockig, wie bey uns. Er hielt ein Verzeichniß von fünfhundert derselben, welche er während seines dasigen Aufenthaltes getödtet hatte; und eben so viel und noch mehr hatte er gefangen, die er am Ohre zeichnete und dann wieder laufen ließ.

Als Selkirk's Ammunition verbraucht war, fing er die Ziegen durch schnelles Laufen; denn nachdem er sich von allen groben Säften durch unaufhörliches Gehen und Laufen gereinigt hatte, und da er fast in einem Zustande der Natur lebte, so rann er mit solcher Geschwindigkeit durch die

Wälder und auf die Anhöhen und Felsen, daß die schnelleste Ziege auf der Insel es kaum mit ihm aufnehmen konnte. Dieser Umstand wurde durch die Leute am Bord beyder Schiffe bestätiget, welche, während die Engländer hier vor Anker lagen, sich seines Beystandes bedienten, um Ziegen zu fangen. Als man ihm aus dem einen Schiffe einen Bullenbeisser nebst einigen der schnellsten Matrosen zur Hülfe zuschickte, machte er durch sein schnelles Laufen den Hund sowohl als die Matrosen müde, fing die Ziegen durch seine größere Schnellfüßigkeit und brachte sie auf seinen Rücken zurück.

Er erzählte ihnen von sich eine Anekdote, wo einst seine Geschwindigkeit im Nachsetzen einer Ziege ihm beynahe das Leben gekostet hätte. Indem er nähmlich an nichts als an das Thier dachte, erwischte er seine Beute am Rande eines Abgrundes, welchen er nicht gewahr ward, und daher, nebst der Ziege, eine ungeheure Höhe herabstürzte. Durch diesen Fall wurde er so gequetscht und betäubt, daß er fast vier und zwanzig Stunden lang in einem Zustande von Gefühllosigkeit liegen blieb; und als er dann wieder zu sich kam, fand er unter sich die Ziege todt. Die erlittene Beschädigung war so groß, daß er nur mit vieler Mühe nach seiner, etwa eine Meile entfernten Hütte zurück kriechen konnte; auch war er zehn Tage lang wieder auszugehen unvermögend.

Allmählich gewöhnte er sich an Fleisch, ohne Zukost von Brot oder Salz; vielleicht ist überhaupt das letztere ein unnatürlicher und selbst nachtheiliger Zusatz, und von dem erstern reicht gewiß eine kleinere Portion hin, wo man genug thierische Nahrung haben kann. Einige von Dampier's Leuten hatten auf der Insel einige wenige Rüben ge-

säet, die jetzt mehrere Morgen einnahmen, und dem einsamen Herrn der Insel eine angenehme Pflanzenspeise lieferten. Von den Kohlbäumen erhielt er eine andere gesunde Speise; und da er mit Pimento oder Jamaika-Pfeffer reichlich versehen war, so konnte er auch seine Gerüchte würzen. Er entdeckte hier ferner eine Art von schwarzem Pfeffer, Malageta genannt, ein treffliches Carminativ und ein Heilmittel gegen Krankheiten der Gedärme.

In kurzer Zeit verbrauchte Selkirk seine Schuhe und Kleider, indem er umher lief und die dichten Wälder durchdrang. Als seine Kleidung zerrissen war, verschaffte er sich einen Rock und eine Mütze von Ziegenfellen, welche er mit Schnüren von derselben Materie zusammen nähete. Anstatt einer Nadel brauchte er einen zugespitzten Nagel; und als sein Messer, womit er diese Schnüre schnitt, bis auf den Rücken abgenutzt war, verfertigte er sich andere aus eisernen Reifen, die am Ufer zurück gelassen worden, indem er sie gerade schlug, und ihnen auf Steinen eine Art von Schärfe anschliff.

Der Drang der Umstände, worin er sich fand, brachte ihn zu mancherley Maaßregeln, die Aufmerksamkeit verdienen. Da er etwas Leinwand besaß, so machte er sich daraus vermittelst eines Nagels und des Garnes seiner alten Strümpfe Hemden. Als er von den Engländern glücklicher Weise gefunden ward, trug er das letzte derselben.

Weil er baarfuß gehen mußte, so hatten seine Füße einen Grad von Kallosität erreicht, wodurch der Gebrauch der Schuhe und Strümpfe nicht nur nutzlos, sondern Anfangs selbst beschwerlich wurde. In der That verfloß einige Zeit, ehe

er dergleichen wieder gut zu tragen im Stande war; denn die Füße fingen ihm zu schwellen an, als er sich seinen ehemahligen Gewohnheiten wieder fügen wollte.

Während seines langen einsamen Aufenthaltes auf der Insel Juan Fernandes verfiel er auf verschiedene Mittel, sich die Zeit zu verkürzen. Als er die ersten Eindrücke der Melancholie besiegt hatte, vertrieb er sich die Zeit oft damit, daß er seinen Nahmen und das Datum und die Dauer seines einsamen Lebens in die Bäume schnitt. Anfänglich plagten ihn Ratten sehr, die durch einige europäische Schiffe hieher gebracht worden, an das Ufer gekommen waren, und sich ungeheuer vermehrt hatten. Sie benagten zuweilen seine Füße und Kleider, während er schlief; und dieß bewog ihn, sich die Katzen zu Freunden zu machen, indem er sie reichlich mit Ziegenfleische fütterte. Allmählich wurden die letztern so zahm, daß sie ihn zu Hunderten auf einmahl umgaben; und durch so mächtige Bundesgenossen sahe er sich in so kurzer Zeit von der Rattenplage befreyt. Auch fand er Mittel, einige junge Böcke zahm zu machen, und um sich zu zerstreuen, tanzte und sang er dann und wann unter ihnen und seinen Katzen; so daß er, von der Vorsehung begünstigt und durch die Stärke der Jugend unterstützt — er war jetzt erst dreyßig Jahre alt — zuletzt alle Beschwerden der Einsamkeit besiegte und mit seiner Lage zufrieden ward.

Als er zuerst an Bord des vom Capitain Rogers kommandirten Schiffes kam, hatte er seine Muttersprache, deren er sich so lange nicht hatte bedienen können, dermaßen verlernt, daß er sich deutlich zu machen kaum im Stande war. Man bot ihm etwas Branntwein an, aber er äußerte

offenbaren Abscheu dagegen; denn da er sich an Wasser gewöhnt hatte, so konnte er kein geistiges Getränke vertragen, und in der That verfloß einige Zeit, ehe er den gewöhnlichen Schiffspeisen Geschmack abgewinnen konnte.

Die Producte der Insel anlangend, war er nur wenig zu demjenigen hinzuzusetzen im Stande, was die Europäer davon bereits wußten. Er sagte, auf der Insel finde sich eine Art schwarzer Pflaumen von treflichem Geschmacke, die aber schwer zu finden sey, weil sie nur auf Felsen und hohen Bergen wachse. Pimento-Bäume waren, nach seiner Bemerkung, sehr zahlreich und von bedeutender Größe; noch höher und dicker aber waren die Baumwollen-Bäume.

Das Klima ist hier so günstig, daß die Bäume und das Gras unaufhörlich grün bleiben. Der Winter dauert nicht länger als den Junius und Julius hindurch, und ist alsdann gar nicht strenge. Es zeigt sich nur wenig Frost und Schnee, aber der Regen ist zuweilen außerordentlich heftig. Die Hitze des Sommers ist gemäßigt, und Ungewitter oder Stürme von irgend einer Art sind seltene Erscheinungen.

Selkirk sahe in seinem Gebiethe keine giftigen oder wilden Thiere; und eben so wenig ein größeres vierfüßiges Thier, wenn man die Ziegen ausnimmt, deren Rasse dahin durch Juan Fernandez, einen Spanier, gebracht worden, welcher Anfangs, nebst einigen Familien, die Insel anbauen wollte, aber sich späterhin nach Chili, einer vorzüglichern und einträglichern Gegend, begab. Die Ziegen, welche sich in Besitz der entferntesten und fast unzugänglichen Theile der Insel gesetzt hatten, ließen sich davon nicht vertreiben, und liefern noch

bis auf den heutigen Tag den Schiffen Proviant, welche die Insel gelegentlich besuchen.

Nur wenige von Selkirk's Landsleuten waren neugierig genug, seine Wohnung zu besuchen. Der Weg, welcher dahin führte, war so rauh und voller Labyrinthe, daß Leute, die daran nicht gewöhnt waren, nur mit Mühe fortkommen konnten. Aber alle erkannten die große Brauchbarkeit des Mannes, als man Holz, Wasser und Proviant einnahm, wobey er wegen seiner genauen Bekanntschaft mit der Gegend die trefflichsten Dienste leistete. Auch trug er viel zur Genesung der Kranken bey, indem er sie auf eine dem Fieberkraute ähnliche Pflanze von sehr angenehmen und herzstärkendem Geruche aufmerksam machte, womit man die Zelte der Patienten zu ihrem großen Nutzen bestreuete. Mehrere Bündel dieser Pflanze wurden gesammelt, im Schatten getrocknet, und an Bord geschafft, um davon gelegentlich Gebrauch zu machen.

Wir bemerken hier noch, was jedoch wohl nur wenigen unserer Leser unbekannt seyn wird, daß, als Selkirk nach England zurückgekehrt war, man ihm rieth, seine Papiere dem berühmten Daniel Defoe einzuhändigen, und von ihm herausgeben zu lassen. Allein dieser talentvolle literarische Freybeuter schmolz den Originalstoff, durch Hülfe einer ausschweifenden Phantasie, in den wohlbekannten Roman des Robinson Crusoe um, und raubte Selkirk den Vortheil, welcher diesem wahrscheinlich zu Theil geworden wäre, hätte Defoe eine getreue Erzählung von seinen einsamen Beschäftigungen und Gedanken geliefert.

Indessen hat Selkirk dadurch eine ausgezeichnete Stelle im Tempel der Fama erhalten; und

so lange die englische Sprache dauern wird, wird auch der Roman, welcher ihm seinen Ursprung verdankt, und seinen Nahmen verewigt, jeden Leser, der edler Eindrücke empfänglich ist, vergnügen und belehren. —

Wir kehren zu der Geschichte unserer Reise zurück. Am dritten Februar wurde die Schmiede am Ufer eingerichtet, und die Zimmerleute fingen zu arbeiten an. Für Capitain Rogers war ein kleines Zelt aufgeschlagen, und für die Herzoginn ein großes, in welches man die Kranken dieses Schiffes schaffte. Einige von den Leuten am Bord mußten die Uibrigen mit mancherley Fischen versorgen, womit die Küste auf das reichlichste versehen war. Auch gab es in der Bay eine beträchtliche Menge Seevögel von ansehnlicher Größe, aber sie hatten einen Fischgeschmack. Selkirk, welchen man jetzt mit dem Titel des Gouverneurs beehrte, ermangelte nie, jeden Tag zwey bis drey Ziegen für die Kranken zu schaffen. Vermittelst derselben, durch reichlichen Genuß von Pflanzenspeisen, und vermöge der natürlichen Gesundheit der Luft brachte man es in kurzer Zeit dahin, daß die gesammte Mannschaft genas.

Sie brauchten ungefähr eine Woche, um die Schiffe auszubessern und die nöthigen Vorräthe einzunehmen. Während dieser Zeit sotten sie überdieß gegen achtzig Gallonen Seelöwenöhl, wovon sie mehrere Tonnen hätten bekommen können, wenn sie mit Gefäßen versehen gewesen wären. Als dieß Oehl gereinigt worden war, diente es ihnen zur Leuchtung; und da es keinen übeln Geschmack hatte, so brauchten es auch die Matrosen zuweilen als Butter.

Seekälber fanden sich hier außerordentlich zahl-

reich, und die Mannschaft zog sie zu ihrer gewöhnlichen Nahrung vor. In der That schätzten einige das Fleisch dieses Thieres dem englischen Lammfleische gleich.

Weil man bey den canarischen Inseln die Nachricht erhalten hatte, daß fünf große französische Schiffe im Begriff wären, in die Südsee zu segeln, so eilten die Engländern so viel wie möglich, ihre Vorräthe an Bord zu schaffen. Am dreyzehnten Februar hielt man eine Berathschlagung, worin man verschiedenes festsetzte, um am Bord beyder Schiffe Verschwiegenheit, Disciplin und gute Sitten zu erhalten. Am Tage darauf lichteten die Engländer die Anker in der Absicht, nach der Insel Lobos de la Mar zu steuern, nachdem sie nicht mehr als zwey Mann auf der Insel Juan Fernandez verloren hatten.

Den siebzehnten wurden zwey Mann zwischen beyden Schiffen ausgewechselt, damit Alle sähen, daß gegenseitige Gerechtigkeit gepflegt ward, und um aller Eifersucht vorzubeugen, die etwa zwischen der beyderseitigen Mannschaft entstehen könnte. An demselben Tage erblickten sie Land, welches sie für die Insel Pajaros hielten, und am vier und zwanzigsten fuhren sie durch den Wendekreis des Steinbocks. Hier sahen sie verschiedene tropische Vögel, unter denen sich auch sogenannte Tölpel fanden. Diese Vögel haben ungefähr die Größe einer Aelster; sie fliegen hoch, und nähren sich hauptsächlich von Fischen.

Ein Paar Tage darauf ließ man die Pinnassen, jede mit einer kleinen Kanone, in Wasser, um zu sehen, wie sie segeln würden. Man wollte sich derselben als kleiner Kaper bedienen, und es zeigte sich, daß sie ihre Bestimmung erfüllten.

Am dritten März war das Wetter außerordentlich heiß. An diesem Tage sahen die Engländer verschiedene Bäume und Stücke Holz im Wasser schwimmen, nebst vielem Seegrase, auf welchem eine Menge Seelerchen saßen. Capitain Cooke schoß einige derselben, so wie auch ein Seekalb, welches augenblicklich sank. Mit der Harpune schossen sie einen sehr großen Sonnenfisch, aber zuletzt entging er ihrer Verfolgung doch noch. Sie sahen hier mehrere fliegende Fische, welche zuweilen einen Flintenschuß weit durch die Luft flogen, ehe sie wieder in das Wasser fielen. Sie schienen sehr von ihren Feinden, den Delphinen, verfolgt zu werden, welche, als sehr schnelle Schwimmer, sie oftmahls, nachdem sie ermüdet worden, an der Oberfläche der See fangen.

In kurzer Zeit wurden die Nächte, für diese Breite, sehr kalt; auch waren die Tage nicht mehr so heiß, als man in einem Himmelsstriche hätte erwarten sollen, wo es niemahls regnet. Die nächtlichen Thaue ersetzten jedoch den Mangel an Regen, wiewohl die Luft meistens heiter ist.

Am funfzehnten nahmen sie ein kleines Fahrzeug, das von Guiaquil nach Cheripe fuhr, um dort Mehl zu laden; es war sechzehn Tage in See gewesen. Der Schiffsmeister und die Mannschaft bestanden aus Indianern, und es fand sich am Bord nur ein spanischer Passagier. Man fand darin nichts von einigem Werthe, wenn man ungefähr fünfzig Pfund an Gelde ausnimmt. Als die Engländer sich nach Neuigkeiten erkundigten, erfuhren sie, daß alle französische Schiffe schon vor einigen Monathen nach Europa abgesegelt wären, und daß man ihnen aus guten Gründen nicht mehr erlauben würde, in der Südsee zu handeln. Die

Spanier, wurde hinzugesetzt, hätten gegen die Franzosen einen solchen Widerwillen gefaßt, daß viele der letztern zu Callao umgebracht worden; und der Haß zwischen beyden Nationen habe einen so hohen Grad erreicht, daß es einige Zeit lang, ehe die Franzosen die Küste verließen, rathsam befunden worden sey, sie nicht mehr an das Ufer kommen zu lassen.

Die Gefangenen versicherten ferner den Engländern, seit Capitain Dampier's Abreise, vor ungefähr vier Jahren, sey in diesen Seen kein Feind erschienen; und Capitain Stradling's Schiff, Cinque-Ports, der Gesellschafter von Dampier, sey an der Küste von Barbacom gesunken, und die ganze Mannschaft desselben bis auf den Capitain und ungefähr sechs oder sieben Mann umgekommen. Diese nahmen die Spanier gefangen und schickten sie nach Lima, wo sie seitdem in Verhaft geblieben waren; so daß Selkirk, mit ihnen verglichen, sich in seiner Einöde auf der Insel Juan Fernandez glücklich hätte schätzen können.

Nachdem die Prise mit englischen Matrosen bemannt worden, fuhren sie nach Lobos. Jetzt leistete ihnen die Mannschaft des genommenen Fahrzeuges sehr wesentliche Dienste; denn wären sie nicht von ihr gewarnt worden, so wären die Schiffe wahrscheinlich durch die Untiefen in Gefahr gerathen, welche zwischen der Insel und dem festen Lande liegen.

Am siebzehnten gingen sie zwischen den zwey Inseln Lobos de la Mar vor Anker, und am Tage darauf fingen sie an die Prise als einen Kreuzer auszurüsten, worüber Stratton das Kommando erhielt. Man nennte sie sehr passend den Anfang. Den zwanzigsten war sie mit Proviant ver-

sehen und mit zwey und dreyßig Mann besetzt, worauf sie in Gesellschaft der Herzoginn unter Segel ging. In wenig Tagen brachte die Herzoginn eine andere Prise, von fünfzig Tonnen Ladung, ein, welche mit Bauholz, einigen Cocosnüssen und Tabak befrachtet war. Den Tabak vertheilte man zu gleichen Theilen unter die Mannschaft der Schiffe.

Diese neue Prise erhielt den Nahmen des Wachsthums. Nachdem man sie gereinigt und ausgebessert hatte, brachte man die Kranken an Bord derselben. Der Wundarzt erhielt die Besorgung der Patienten und Selkirk das Kommando des Fahrzeuges.

Die Inseln Lobos de la Mar, wo die Engländer lagen, heißen so, um sie von Lobos de la Terra zu unterscheiden. Sie sind ungefähr sechs Meilen lang, und acht und vierzig vom festen Lande entfernt. Sie liefern weder Holz, noch Wasser, noch Pflanzenerzeugnisse. Der Boden ist ein unfruchtbarer weißer Thon, mit Sand und Fels, und verschiedenen Adern von Schiefer untermischt. Indessen finden die Schiffe hier sichere Ankerplätze in ungefähr zwanzig Faden Wasser.

Aaskrähen bedecken fast den ganzen Fleck. Beym Landen hielt sie Capitain Cooke für welsche Hühner, wünschte sich zu diesem Anblicke Glück, und versprach sich von ihnen ein köstliches Gericht. So begierig war er, seiner Lieblingsspeise habhaft zu werden, daß er in das Wasser mit dem Gewehre sprang, ehe noch das Boot anlanden konnte; und indem er sich zwey solchen Vögeln näherte, die auf einer Klippe saßen, hohlte er sie zusammen herunter. Aber wie sehr sahe er sich nicht getäuscht, und wie mußte er sich nicht auslachen lassen, als

er beym Ergreifen seiner Beute fand, daß sie einen unausstehlichen Gestank verbreitete, und daß die Schmauserey, die er sich versprach, den Andern Veranlassung gab, sich über in lustig zu machen.

Auch gibt es auf diesen Inseln Pinguins, Pelikane, Tölpel und eine Art von Enten, welche in den Erdboden wühlt *). Die Mannschaft fing ungeheure Mengen von den letzten, und rühmte sie als eine leckere Speise. Auch fand man sehr viel Binsen und eine Menge leerer irdener Gefäße, welche die spanischen Fischer dort gelassen hatten; denn auf dieser ganzen Küste braucht man dergleichen Gefäße anstatt der Fässer zu Behältern für Oehl, Wein und andere Flüssigkeiten.

Die Inseln Lobos enthielten auch einige Seelöwen und sehr viel Seekälber, die viel größer waren, als die auf der Insel Juan Fernandez, aber ihre Häute waren schlechter. Man tödtete verschiedene, um ihre Leber zu bekommen; als aber ein Spanier, der sich am Bord befand, nach einem solchen Gericht plötzlich starb, verbothen die Officiere für die Zukunft den Genuß dieser vorgeblichen Leckerey. In der That versicherten die Gefangenen, daß alles Seekalbfleisch, besonders wenn es alt sey, der menschlichen Konstitution sehr schade.

Der Wind, welcher immer stark über das Land her blies, brachte einen sehr widerlichen Geruch von den am Ufer befindlichen Seekälbern mit, wodurch verschiedene Personen heftige Kopfschmerzen bekamen. Bey den Seekälbern an den Küsten der Insel Juan Fernandez waren niemals dergleichen Ausflüsse und Wirkungen gespürt worden.

*) Vielleicht Linné's Anas tadorna.

Die Capitaine erfuhren von ihren Gefangenen, man glaube, die Wittwe des verstorbenen Vicekönig es von Peru werde sich in kurzem, nebst ihrer Familie und Reichthümern, nach Acapulco einschiffen, und zu Paita, um sich zu erhohlen, einige Zeit verweilen, oder bey dieser Stadt vorbey segeln. Zur Bedeckung solite ihr ein königliches Schiff von sechs und dreyßig Kanonen dienen. Die Gefangenen sagten ferner, vor ungefähr acht Monathen sey ein Schiff mit zwey hundert tausend Stück von Achten und einem vornehmen Geistlichen, nebst vielem Silbergeräthe am Bord, außer einer Ladung Mehl und Likeure, über Paita nach Acapulco gefahren. Sie setzten noch hinzu, ein gewisser Morel sey zu Paita in einem großen, mit feinen Waaren befrachteten Schiffe geblieben; er wolle nach Lima segeln; und ein Schiff mit reicher Ladung werde in wenigen Tagen von Panama erwartet. Auf diese wichtigen Nachrichten beschlossen die Engländer, so lange als möglich in der Nähe von Paita zu bleiben, jedoch ihren Aufenthalt so gut als sie könnten zu verheimlichen.

Während sie hier lagen, beobachteten sie ein Phänomen, welches der Aberglaube oft als ein Mittel gebraucht hat, Schrecken zu erregen. Die See nahm eine blutrothe Farbe an; eine Erscheinung, deren wahren Grund sie bey angestellter Untersuchung leicht entdeckten. Sie rührte von dem vielen Fischlaich her, welcher auf der Oberfläche der See schwamm.

Am zweyten April bemächtigten die Engländer sich einer Prise, die, wie sich zeigte, das obgedachte Schiff unter dem Kommando Morel's und seines Bruders, von ungefähr drey hundert Tonnen Ladung war. Es war mit feinen Waaren tief

be-

frachtet, und hatte noch außer der Ladung funfzig Neger und eine Menge Passagiere von Panama nach Lima nebst einem großen Vorrathe frischer Lebensmittel am Bord. Das Kommando dieses Fahrzeuges erhielt Fry, der Officier, welcher dasselbe genommen hatte.

Am Tage darauf bemächtigte sich der Anfang einer Prise von ungefähr funfzig Tonnen, an deren Bord man Bauholz außer etwas Gold und Silbergeschirr fand. Durch dieses Fahrzeug erhielt man die Nachricht, daß der bereits gedachte Geistliche von Panama nach Lima zu Schiffe komme. Zu Folge dieser Nachricht nahmen nun die Kreuzer eine solche Station ein, daß das erwartete Schiff ihnen schwerlich entwischen konnte.

Um diese Zeit brachen einige Streitigkeiten unter den Oberbefehlshabern aus, und Vanburgh wurde von den fernern Berathschlagungen ausgeschlossen. Dieses Mißverständniß war um so mehr zu beklagen, weil verschiedene wichtige Pläne in Vorschlag gekommen waren. Insbesondere wollte man einen Versuch gegen die Stadt Guiaquil wagen, zu welchem Behufe man den Herzog und den Anfang nach Paita, jeden zu einer besondern Absicht, zu senden beschloß.

Man hielt darauf mehrere Berathschlagungen, und nachdem man alle Umstände reiflich erwogen hatte, faßte man zuletzt den festen Entschluß, Guiaquil zu erobern; auch entwarf man Instructionen für die Officiere, welche an der Expedition Theil nehmen sollten.

Am zwölften April kam man in einer neuen Berathschlagung überein, daß es doch gefährlich seyn dürfte, den Anfang, wie man Anfangs Wil-

lens war, nach Paita zu schicken, weil man dadurch leicht entdeckt werden konnte; aber dem Entschlusse, Guiaquil anzugreifen, blieb man getreu. Den Angriff sollten die Capitaine Rogers, Courtney und Dover ausführen; der erste erhielt dabey das Kommando über ein und siebzig Mann, Officiere und Matrosen, der zweyte über drey und siebzig Mann, und der dritte über siebzig Seesoldaten. Dampier befehligte die Artillerie und ein Reservekorps von zwey und zwanzig Mann; Capitain Cooke kommandirte die Herzoginn mit zwey und vierzig Mann, und Capitain Fry den Herzog mit vierzig Mann. Die Neger, Indianer und Gefangenen beliefen sich auf ungefähr zwey hundert Köpfe.

Den dreyzehnten näherten sie sich Cap Blanco. In einer Berathschlagung, die man jetzt hielt, kam man, um die Officiere und Gemeinen aufzumuntern, überein, daß alle goldene Ringe, Knöpfe und Schnallen, Betten, Kleidungsstücke, und alle Arten von Waffen, Kanonen ausgenommen, als Beute gelten, und unter die Leute, am Bord oder am Ufer, nach ihren respectiven Quoten gleich vertheilt werden sollten; eben so sollte alles gearbeitete Gold und Silber, Crucifixe und Uhren, die man bey den Gefangenen fände, mit Ausnahme von Geld, Ohrenringen, ungefaßten Diamanten, Perlen und Edelsteinen, als Beute angesehen werden; und niemand sollte etwas für sich zurückbehalten, sondern alles erbeutete an den öffentlichen Depot abliefern, wo darüber ein Verzeichniß zur Sicherstellung aller Interessenten ausgefertigt werden sollte. Man erklärte überdieß, daß ein jeder, der sich am Ufer einer Unordnung schuldig machen, den erhaltenen Befehlen nicht gehorchen,

seinen Posten verlassen oder Feigheit verrathen würde, strenge bestraft werden, und überdieß seinen ganzen Antheil an der Beute verlieren sollte.

Am funfzehnten früh Morgens erblickten sie ein Segel in der Nähe der Küste. Da sie schwachen Wind hatten, so ruderte das Boot des Herzogs unter dem Capitain Fry, und das der Herzoginn unter dem Capitain Cooke mit größter Eil darauf los, ehe noch beyde hinlänglich bemannt und bewaffnet waren. In der That hatten sie nur zehn Musketen, vier Pistolen und einen geringen Vorrath Amunition, aber nicht einen Tropfen Wasser an Bord. Der Erfolg einer so übereilten Unternehmung läßt sich leicht muthmaßen. Sie ruderten sechs Meilen mit großer Anstrengung, um das Schiff zu erreichen; und als das Boot des Herzogs sich ihm näherte, steckte jenes die spanische Flagge auf, und feuerte eine Kanone ab. Das Boot legte dann bey, damit das andere auch herankommen konnte. Bald darauf ward das Gefecht sehr hitzig, und dauerte so eine geraume Zeit lang; die Boote unterhielten ein ununterbrochenes Feuer, und der Feind beantwortete es muthig. In diesem ungleichen Kampfe wurden in beyden Booten der Bruder des Capitains Rogers und noch ein Mann getödet, und drey Mann verwundet.

Endlich ruderte das Boot des Herzogs, da es die Unternehmung zu schwer fand, weg, und das andere folgte ihm bald nach. Allein da Capitain Fry einige von seinen Leuten, nebst etwas Amunition, an Bord des Bootes der Herzoginn schickte, faßte Capitain Cooke neuen Muth, und griff den Feind zum zweyten Mahle an. Mittlerweile kamen die Schiffe herbey, und die Spanier

mußten zuletzt streichen. Sie bathen um gutes Quartier, und man versprach sie auf das schonendste zu behandeln. Dieß war das Schiff welches so lange Zeit erwartet worden war. Es war auf französische Art gebaut und zu einem Kriegsschiffe bestimmt. Es hatte am Bord siebenzig Neger und eine Menge Passagiere nebst einer ansehnlichen Quantität Perlen. Die hauptsächlichste Ladung bestand in Ballengütern. Der Geistliche war am Vorgebirge St. Helena nebst dem größten Theile seines Schatzes ans Land gesetzt worden.

Dieß Schiff konnte vier und zwanzig Kanonen führen, hatte aber deren nur sechs auf den Lavetten. Unter den Passagieren fanden sich einige reiche Kaufleute aus Lima. Capitain Cooke nahm von dieser Prise Besitz, und vertheilte die Gefangenen auf die andern Schiffe.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen worden, ging am siebzehnten die Parthey, welche Guiaquil angreifen sollte, an Bord der zwey Barken. Capitain Cooke begab sich an Bord der Herzoginn, und Capitain Fry an Bord des Herzogs, um die Aufsicht über die Schiffe, die Prisen und die Gefangenen zu führen, die ihn hinlänglicher Entfernung von den Barken bleiben sollten, damit sie nicht von dem Feinde entdeckt würden. Capitain Rogers und Capitain Courtney gingen hierauf mit den Barken, die sie kommandirten, bey Punta Arena vor Anker. Hier bestiegen sie sodann mit vierzig Mann ihre Boote, und fuhren nach Puna, einer sumpfigen, mit Mangelbäumen bedeckten Insel. Am Morgen darauf nahmen sie ihre Station dicht unter dem Lande, damit sie von der Stadt aus nicht gesehen werden konnten.

Als die Schiffe um den Abend heran kamen, lichteten die Boote die Anker, und legten dann innerhalb einer halben Meile von der Scene der Action wieder an, indem sie eine solche Lage annahmen, daß sie Stücken Treibholz auf dem Wasser glichen. Bey dieser Gelegenheit entstand unter den Officieren ein Streit über die künftigen Operationen, wobey man so laut sprach, daß es die Spanier am Ufer hörten; allein zum Glück verstanden sie die Sprache, die sie hörten, nicht, und sie waren auch zu furchtsam, als daß sie es gewagt hätten Lärm zu machen.

Am Morgen darauf um vier Uhr langten die Boote bey Puna an, wo sie sich aller Canots und Kähne bemächtigten, und den Gouverneur der Stadt nebst ungefähr zwanzig Einwohnern gefangen nahmen. Von diesen hatten sie das Vergnügen, zu erfahren, daß der Lärm sich nicht bis Guiaquil verbreitet hatte; denn die aus Puna flüchtig Gewordenen dachten nur an ihre eigene Sicherheit, und suchten in den Wäldern Schutz. Inzwischen fanden die Engländer in diesem Orte ein Blatt, wovon Abschriften längs der ganzen Küste vertheilt worden waren, und welches die Nachricht enthielt, daß Dampier sich wieder in diesen Seen befinde. Dieser Umstand bewog die Engländer, die Ausführung ihres Planes zu beschleunigen, ehe Hülfe von Lima anlangen konnte, was ihnen in der kurzen Zeit unmöglich schien, die sie zu der Expedition brauchten.

Den ein und zwanzigsten April wurde der Anfang nach Punta Arena geschickt, wo er ein leeres Fahrzeug gleich unter der Landspitze vor Anker liegend antraf. Es war dahin gekommen, um eine Ladung Salz einzunehmen; als aber die Mann-

schaft desselben die Engländer herankommen sahe, hielt sie es für rathsam, ihr Schiff dem Feinde preis zu geben.

Weil nunmehr die Besorgniß, entdeckt zu werden, gänzlich gehoben war, so ruderten die Barken nebst den Booten nach der Stadt Guiaquil zu. Um eilf Uhr in der Nacht erblickten die Engländer ein Licht, welches sie bewog, ihre Fahrt ganz still fortzusetzen. Als sie noch eine Meile von der Stadt entfernt waren, hörten sie, daß eine Schildwache eine andere rief, einige Zeit mit ihr sprach und etwas in Rücksicht auf Feuer anordnete.

Sie merkten nun, daß man sie entdeckt hatte, und ruderten deshalb nach der andern Seite hin. Bald erblickten sie eine Menge Lichter in der ganzen Stadt und an der Wasserseite. Sie hörten die Sturmglocke; die Spanier feuerten mit kleinem Gewehre, und ein Lärmfeuer ward angezündet, um die Annäherung eines Feindes zu verkündigen.

Man berathschlagte sich deshalb in dem einen Boote ob man unmittelbar landen, oder den Anbruch des Tages abwarten sollte. Die Officiere waren verschiedener Meinung; zuletzt aber kam man dahin überein, weil man das Terrein nicht kenne, und die Barken mit der Artillerie noch nicht eingetroffen seyen, so sey es das rathsamste, bis zum Anbruch des Tages zu warten. Mittlerweile fuhren sie im Flusse ein wenig herabwärts, um sich mit den übrigen Truppen zu vereinigen, bey welcher Gelegenheit einige Schüsse auf sie fielen, die, wie sie Anfangs glaubten, von den am Ufer aufmarschirten Spaniern herrührten.

Mit Tagesanbruch sahen sie die eine Barke dicht am Ufer vor Anker liegen. Die andere kam mit der Fluth gleichfalls heran, und das ganze

Corps vereinigte sich. Nachdem in der Pinnasse ein Kriegsrath gehalten worden, fuhr man den Strom hinauf, und sendete eine Stillstandsflagge nebst dem Capitain der letzten Prise und dem Gouverneur von Puna an den Corregidor oder Mayor der Stadt.

Als die Deputation vor ihn gekommen war, erkundigte er sich nach der Anzahl und Stärke der Engländer, welche man zu vergrößern bemühet war. Der Corregidor erinnerte, es wären Knaben und keine Männer; aber der Capitain der Prise bedeutete ihn, er würde in ihnen Männer finden, denn sie hätten ihn muthig in ihren offenen Booten angegriffen, ob er gleich einen von den Brüdern des Anführes getödtet, und verschiedene andere verwundet habe. Er rieth ihm daher, sich zur Ranzion der Stadt zu verstehen, indem er hinzusetzte, wenn er auch drey tausend Mann kommandire, so sey dieß doch unzulänglich ihn zu retten. Der Corregidor versetzte auf diese Prahlerey kaltblütig: „Mein Pferd ist gesattelt."

Am drey und zwanzigsten, nachdem man die Barken gerade vor die Stadt gezogen hatte, setzte die Pinnasse einigen Fahrzeugen nach, und nöthigte sechs derselben, sich neben den Barken vor Anker zu legen. Auch nahmen die Engländer zwey neue Schiffe, jedes von ungefähr vier hundert Tonnen. Man schickte darauf wiederum eine Stillstandsflagge in die Stadt; und in kurzer Zeit kam der Gouverneur an Bord einer dieser Prisen, um über die Ranzion der Stadt und der Schiffe zu unterhandeln, und die Neger nebst den genommenen Gütern zu kaufen. Für jeden Ballen der letztern bot er den Engländern hundert und vierzig Stück von Achten an.

Nachdem die Unterhandlung auf diese Weise eröffnet worden, bat der Gouverneur um Erlaubniß zurückkehren zu dürfen, um die vornehmsten Einwohner zu veranlassen, daß sie die Ranzion sich gefallen ließen. Er versprach zugleich, Abends um sieben Uhr zurückzukommen, hielt aber sein Wort nicht. Mittlerweile fuhren die Boote stromaufwärts, um mehr Fahrzeuge zu suchen, fanden aber keine. Dennoch bemächtigten sie sich einiger Canots, an deren Bord sich etwas weniges Silbergeräthe fand.

Um Mitternacht entdeckte die Schildwache ein Boot, welches vom Corregidor einen Abgeordneten nebst einem Geschenke brachte. Das Geschenk bestand in zwey Säcken Mehl, zwey Schaafen und zwey Schweinen, die bereits geschlachtet waren, zwey Geschirren mit Wein, und eben so vielen mit Branntwein. Der Bothe versicherte den Engländern, daß der Corregidor sein Wort pünktlich erfüllt haben würde, wenn nicht einer der ersten Kaufleute in der Stadt gefehlt hätte; aber er werde gewiß um sieben Uhr des Morgens sich bey ihnen einfinden, und er bäte sie, ihn für einen Mann von Ehre zu halten. Die Capitaine ließen den Gouverneur gegenseitig grüßen und ihm für das Geschenk danken; zugleich aber meldeten sie ihm, daß sie hofften, er werde sie von seiner Rechtlichkeit durch pünktliche Erfüllung seiner neuen Zusage überzeugen; widrigenfalls die Unterhandlung für abgebrochen angesehen werden müsse.

Um sieben Uhr des Morgens sahe man eine Stillstandsflagge am Bord eines der neuen Schiffe wehen. Die Capitaine bemannten daher die Pinnasse, und schickten ihren Dollmetscher mit dem Versprechen ab, daß, wenn der Corregidor an Bord der Prise sich begeben wollte, er sicheres Ge-

leite haben sollte. Er wagte es nun, sich mit einem Gefolge von drey Personen einzustellen. Die zwey Barken beorderte man darauf dicht an das Ufer, in die Nähe der Hauptgebäude der Stadt, und es wurden alle Zubereitungen zum Landen getroffen, im Fall die Unterhandlung abgebrochen werden sollte.

Die Capitaine fingen damit an daß sie funfzig tausend Stück von Achten als Ranzion der Stadt und der Schiffe forderten; überdieß sollte der Gouverneur gehalten seyn, die den Engländern in die Hände gefallenen Neger und Waaren zu gewissen festgesetzten Preisen binnen neun Tagen zu kaufen. Den letztern Vorschlag ließen sich die Spanier gern gefallen, und erboten sich, zwey Geiseln bis zur Erfüllung der Bedingungen zurückzulassen; allein sie weigerten sich, die für die Stadt und die Schiffe verlangte Summe zu zahlen, indem sie anführten, daß sie eine zu ihrem Schutz hinreichende Kriegsmacht hätten.

Die Capitaine merkten leicht, daß es dem Corregidor nur darum zu thun war, durch Verzögerung der Unterhandlungen Zeit zu gewinnen. Sie erklärten ihm daher peremtorisch, daß, wenn man ihre Forderungen nicht unmittelbar einginge, sie Stadt und Schiffe noch vor Einbruch der Nacht anzünden würden.

Endlich willigten der Corregidor und seine Begleiter ein, die Schiffsladungen zu kaufen, und für die Bezahlung von vierzig tausend Stück von Achten, als Ranzion der Stadt und der Schiffe, Geiseln zu stellen. Da sie sich aber weigerten, das darüber ausgefertigte Instrument eher zu unterzeichnen, bis die vornehmsten Einwohner ihre Zustimmung gegeben haben würden, und da noch

überdieß ein Indianer zu dem Corregidor kam und ihm meldete, daß seine Leute zum Angriff bereit wären, im Fall er sich mit den Engländern nicht vergleichen könnte, so war man englischer Seits Anfangs Willens, sich seiner, wegen dieses Mangels an Aufrichtigkeit zu bemächtigen. Allein er berief sich auf den Schutz der Stillstandsflagge und die Zusage der Engländer, ihn sicher zurückkehren zu lassen. Dieß erlaubte man ihm denn auch und gab ihm eine Stunde Zeit, um den endlichen Entschluß zu fassen.

Nachdem verschiedene Versuche zu einem Vergleich umsonst gemacht worden, rückten die Engländer näher an das Ufer, indem die Unionflagge oben am Vordermaste der Schiffe wehete. Um vier Uhr Nachmittags landeten sie, wobey sie auf ihren Knieen gleich im Ufersande feuerten. Dann luden sie wieder und rückten mit einer Heftigkeit vorwärts, daß die Spanier, nachdem sie ihre Gewehre nur einmahl abgefeuert hatten, die Flucht ergriffen. Die Engländer, die vorwärts drangen, verfolgten sie mit der größten Unerschrockenheit. Als sie die Straßen erreicht hatten, erblickten sie vor einer großen Kirche vier Kanonen, die sie zu begrüßen bereit waren. Allein kaum kamen sie dieser Batterie gegenüber, als die spanische Reiterey sich mit Schnelligkeit zurückzog. Capitain Rogers, der seine Leute ermunterte, sich der Kanonen zu bemächtigen, rückte an der Spitze eines kleinen Haufens in die Weite eines Pistolenschusses vor, und setzte den Feind durch seine Entschlossenheit dermaßen in Furcht, daß er, nach einer allgemeinen Salve, die Flucht ergriff, einen irländischen Kanonier ausgenommen, welcher auf seinem Posten

zurückblieb, bis er mit Wunden bedeckt war, an denen er hernachmahls starb.

Als jetzt ein starkes Corps Engländer unter Anführung der Capitaine Courtney und Dover herbey kam, sahe sich der Oberbefehlshaber in den Stand gesetzt, den Posten zu behaupten, welchen er mit so vielem Muthe gewonnen hatte; auch nahm er die Kirche in Besitz, wo er ungefähr ein Dutzend Gefangene antraf.

Es verdient bemerkt zu werden, daß von der Zeit der Landung bis dahin, da die Engländer die Kanonen eroberten und sich der Kirche bemächtigten, nicht über eine halbe Stunde verfloß. Solche reissend schnelle Bewegungen reichten hin, ein panisches Schrecken selbst unter einem muthigern Feinde zu verbreiten. Die Kanonen würden jetzt wider die Spanier gerichtet, und Dampier, mit einem Corps von fünf und zwanzig Mann, nahm sie unter seine Aufsicht. In kurzer Zeit war die Stadt von den Spaniern geräumt. Dennoch hielten es die Engländer für rathsam, ein Paar Häuser vor der Kirche in Brand zu setzen, weil es in diesem Quartiere eine Anhöhe und ein dickes Gehölze gab, unter dessen Schutz die Spanier der Wache Schaden zufügen konnten. In der That unterhielten die letztern die ganze Nacht hindurch auf die Schildwachen ein unregelmäßiges und unwirksames Feuer, und es ließen sich verschiedene Haufen zu Pferde und zu Fuß sehen, ohne jedoch einen Angriff auf die Engländer zu wagen. Die Häuser brennten die ganze Nacht über und noch einen Theil des nächstfolgenden Tages hindurch. Jedoch war es jetzt noch nicht der Wille der Engländer, die ganze Stadt einzuäschern.

Während dieß in der Stadt vorging, fuhr

die Pinnasse der Herzoginn mit zwey und zwanzig Mann, unter dem Lieutenant Connelly, stromaufwärts, die bey jedem Hause landeten, und alles Silbergeräthe nebst andern schätzbaren Sachen, die sie fanden, wegnahmen. Sie hatten einige Scharmützel mit dem Feinde, der es aber vermied zu einer entscheidenden Action zu kommen.

Die Häuser an den Ufern des Flusses fand dieses Detaschement mit Frauenzimmern angefüllt. In einem fanden die Engländer über ein Dutzend gut gekleidete junge Damen versammelt, denen sie verschiedene goldene Ketten und Ohrringe wegnahmen. Dabey betrugen sie sich aber mit solcher Anständigkeit, daß die Frauenzimmer sich erbothen ihnen Lebensmittel zuzubereiten, und ihnen ein Faß von einem herrlichen Likeur brachten. Inzwischen hatten die Damen einige ihrer schätzbarsten Ketten zu verstecken gewußt, indem sie dieselben um den Unterleib und die Ober- und Unterschenkel befestigten. Als dieß die Engländer erfuhren, liessen sie ihnen durch den Dollmetscher sagen, man versprechе sich, daß sie auch diesen Schmuck hergeben würden; doch sollte keine unanständige Gewaltthätigkeit gebraucht werden.

Als Connelly's Parthey zurückfuhr, besuchte sie dasselbe Haus wieder, wo die Damen keine Unzufriedenheit oder Schrecken äußerten, sondern die Engländer mit Lebensmitteln versorgten. Auf ihrer Fahrt hatten die Engländer sich einer großen leeren Barke bemächtiget, die sie aber zurückliessen. Dieser Streifzug verschaffte ihnen ungefähr tausend Pfund in goldenen Ketten, Ohrringen und Silbergeschirr; und hätten zwey Boote daran Theil genommen, so hätte sich diese Summe leicht verdoppeln lassen, denn während die Engländer die

Häuser an der einen Seite des Stroms plünderten, bemerkten sie, daß die Bewohner der entgegenstehenden Seite ihre schätzbarste Habe wegschafften, was sie denn nicht verhindern konnten. Sie meldeten auch dem Capitain Rogers, daß sie auf ihrer Fahrt eine beträchtliche Menge wohlbewaffnetes Fußvolk und Reiterey gesehen hätten. Hieraus schloß man, daß der Feind, unter dem Vorwande zu unterhandeln, nur Zeit zu gewinnen suche, bis er sie durch die größere Menge überwältigen könne. Man faßte aus diesem Grunde den Entschluß, daß die Engländer, um Uiberrumpelungen zuvor zu kommen, sich bey jedem Lärm in Ein Corps zusammen ziehen sollten.

Am vier und zwanzigsten hielt Capitain Dover den ganzen Tag Wache, und die englischen Fahnen weheten von den Thürmen der Kirche, während die Capitaine Rogers uud Courtney sich damit beschäfftigten, die nützlichsten Artikel aus der Stadt nach der Wasserseite zu schaffen. An demselben Tage wurde der Gouverneur von Puna nebst einem andern Gefangenen mit neuen Anerbiethungen zur Ranzionirung der Stadt abgeschickt; aber sie kamen Abends mit einer zweydeutigen Antwort zurück.

Am Tage darauf erfuhren die Engländer, daß der Feind die Anhöhe herabmarschire, worauf sogleich Lärm geschlagen ward. Ein Theil der Mannschaft blieb bey den Kanonen zurück, und nachdem die Capitaine Rogers und Courtney ihre Corps vereinigt hatten, die nicht über siebzig Mann betrugen, so rückten sie zum Angriffe vor, da sich die Spanier wieder in den Wald zurückzogen. Die zwey Capitaine konnten sich jetzt nicht vereinigen, ob es rathsam sey, dieses Quartier der Stadt

ferner besetzt zu halten; sie marschirten deßhalb zurück, und nahmen einige der schätzbarsten Effecten mit, welche man in die Barken schaffte.

Den Tag darauf traf eine Deputation vom Corregidor ein. Dieser ließ den Engländern dreyßig tausend Stück von Achten als Ranzion der Stadt und der Schiffe anbiethen, und versprach diese Summe in zwölf Tagen zu bezahlen. Die Capitaine konnten sich diesen Aufschub nicht gefallen lassen, besonders weil sie die Nachricht erhielten, daß der Feind einen Expressen nach Lima geschickt habe, um die erwartete Hülfe zu beschleunigen. Die Spanier zeigten sich noch dick in den Wäldern, und wagten sich auch zuweilen heraus, um einen Angriff zu beginnen; aber sie zogen sich immer wieder zurück, wenn sie ihr Gewehr einmahl abgefeuert hatten. Mittlerweile fuhren die Engländer fort, Proviant und Artikel von Werth aus der Stadt einzuschiffen; auch brauchten sie jedes Vorsichtsmittel, um die Wache zu verstärken, wo die Kanonen sich fanden. In der Nacht hielt ein starkes Detaschement die Kirche besetzt, um welche herum Schildwachen in kleinen Entfernungen postirt waren, welche Befehl hatten, sich bey dem geringsten Anschein von Gefahr zum Hauptcorps zurückzuziehen. Zu Folge des erhaltenen strengen Befehls, auf jedermann zu feuern, welcher, angerufen, nicht antworten würde, schoß ein Franzose, den man unvorsichtiger Weise mit zur Schildwache brauchte, einen englischen Matrosen todt, weil der arme Kerl, als er in einer Sprache, die er nicht kannte, angeredet ward, nicht wußte, wie er darauf antworten sollte.

Man fuhr inzwischen mit gleich großer Thätigkeit fort, Lebensmittel und Beute an Bord der

Schiffe zu bringen. Dennoch machte man noch einen neuen Versuch, eine Ranzion für die Stadt zu erhalten. Man gab daher am sechs und zwanzigsten des Morgens den Spaniern die bestimmteste Versicherung, daß, wofern sie nicht zulängliche Geiseln für die Bezahlung von dreyßig tausend Stück von Achten binnen sechs Tagen stellten, die Stadt um drey Uhr Nachmittags angezündet werden sollte.

Erst eine Stunde vor Verlauf der bestimmten Zeit trafen Deputirte aus dem spanischen Lager ein, um zu erklären, daß der Vorschlag angenommen worden, und daß der Gouverneur von Puna und ein anderer bejahrter Edelmann von Ansehen als Geiseln bey den Engländern bis zur Erfüllung der Bedingungen bleiben sollten; oder wenn diese zwey Geiseln nicht hinreichten, so sollten auch noch die zwey Abgeordneten zurück bleiben, welche diese Nachricht den Engländern überbrachten. Die Capitaine waren großmüthig genug, das letztere nicht zu verlangen, sondern schickten die Deputirten zurück, um die Kapitulation unterzeichnen zu lassen.

Der Gouverneur von Puna und die andere als Geisel dienende Person brachten diese Nacht in dem englischen Quartiere zu, und wurden am Morgen darauf an Bord des einen Schiffes gebracht, während die Engländer aus Guiaquil unter Trommelschlag und mit fliegenden Fahnen und anderen Aeußerungen von Triumph wegmarschirten. Die Spanier kehrten unmittelbar darauf zurück, und nahmen ihre vorigen Wohnungen wieder ein. Als die Engländer die Stadt räumten, schloß Capitain Rogers mit einer kleinen Parthey den Zug. Hier hatte er Gelegenheit sich zu über-

zeugen, wie überdrüßig seine Leute des Soldatendienstes waren; denn viele derselben warfen, aus bloßer Trägheit, ihre Waffen weg, die dann der Nachzug zusammen las.

Eine nicht uninteressante Anekdote wird hier eine Stelle verdienen. Als Capitain Rogers aus der Stadt marschirte, vermißte er einen gewissen Johann Gabriel, einen Holländer; weil er es aber für ausgemacht hielt, daß er entweder getödtet oder gefangen genommen sey, so schien es ihm unnütz, seinetwegen den Marsch aufzuschieben. Allein der phlegmatische Holländer hatte sich in ein Haus einquartirt, wo er trefflichen Branntwein fand; und diesen kostete er so oft, daß er zuletzt unten im Hause liegen blieb. Dieser Zustand von Gefühllosigkeit dauerte noch fort, als die Engländer die Stadt verliessen. Bald darauf kehrte der Herr des Hauses zurück. Als dieser einen Mann der ganzen Länge nach in einem solchen Zustande liegen sahe, daß man nicht sogleich wußte, ob er todt oder noch am Leben sey, entschloß er sich hierüber einen Versuch zu machen; doch vorher rief er einige Nachbaren in sein Haus, welche ihm den Rath gaben, vor allen Dingen die Waffen des Menschen auf die Seite zu schaffen. Dieß geschahe, ohne daß der Betrunkene Widerstand geleistet hätte; und nun richtete man ihn auf, um zu sehen, ob er sich würde aufrecht halten können. Diese Bewegung weckte die schlafenden Lebenskräfte wieder auf: der Holländer taumelte, fing an die Augen aufzuschlagen und um sich zu blicken, und es schien, als ob er sich nicht in der beßten Gesellschaft zu finden glaubte. Aber der ehrliche Spanier beruhigte ihn bald; er gab ihm seine Waffen zurück, und rieth ihm, so schnell als

mög-

möglich zu eilen, um seine Kameraden zu erreichen, die sich noch nicht eingeschifft hatten. Der Holländer ließ sich nicht erst lange bitten; der Schreck, welchen er empfunden hatte, brachte ihn etwas zur Besinnung zurück, er machte sich so geschwind als möglich fort, und kam wohlbehalten an Bord. Capitain Rogers bemerkt, daß dieß der einzige Mann war, welcher aus Trunkenheit seine Pflicht vernachläßigt hatte. Dieser Umstand kann nicht anders als dem Corps sehr viel Ehre machen, wenn man erwägt, daß die Unternehmung doch eigentlich auf Plündern hinaus lief, und die Reizungen zu Excessen bedenkt, welche sich den Leuten überall darbothen.

Der Ehrenpunkt, von welchem sich die Spanier niemahls dem Anschein nach, und nur selten in der That entfernen, bewog sie jetzt darauf zu bestehen, daß die Kapitulation des von ihnen geleisteten Widerstandes erwähnen sollte, und daß sie erst vom Feinde geschlagen worden wären, ehe sie sich zu Unterhandlungen verstanden hätten. — Hiergegen hatten die Engländer nichts einzuwenden; denn da es diesen bloß um Geld zu thun war, und die Spanier nur ihre Ehre zu sichern suchten, so war die Sache leicht abgemacht.

Das Instrument für die Ranzion von Guiaquil fing folgender Gestalt an: „Da die Stadt „Guiaquil, zuvor Philipp dem Fünften, Könige „von Spanien, unterworfen, jetzt durch Sturm „erobert worden, und sich in den Händen der Ca„pitaine Thomas Dover, Woodes Rogers und „Stephan Courtney, als Befehlshabers eines „Corps von Ihrer Großbritanischen Majestät Un„terthanen findet; so sind wir unterschriebene zu „frieden u. s. w.“

Capitain Cooke, auf dessen Beschreibung von dieser Expedition wir uns gelegentlich beziehen, ist der Meinung, daß die Indianer und Schwarzen eben so viel Beute, als die Engländer, davon getragen haben; denn mehrere derselben hatten sich mit Gütern beladen, welche, wie sie selbst gestanden, gestohlen worden waren, und es scheint, daß die Einwohner viel Geld und Silbergeräthe den Negern anvertraut hatten, welches diese aus der Stadt schaffen sollten, aber nie den Besitzern berechneten oder wieder zurück lieferten.

Bey dem allen war die von den Engländern gemachte Beute, die Ranzion nicht mit gerechnet, ansehnlich genug. Sie bestand in zwey hundert und dreyßig Säcken Mehl, Bohnen, Erbsen und Reis, funfzehn Gefäßen Oehl, hundert und sechzig Gefäßen verschiedener Likeure, Tauwerk, Eisenwaaren und Nägeln, etwas Schießpulver, einem Paket Kleidungsstücke und ähnlicher Bedürfnisse, hundert und funfzig Ballen feiner Waaren, Silbergeschirr und Kleinigkeiten am Werthe tausend und zwey hundert Pfund, einigen Paketen Indigo, Cacao und einer Quantität Hutzucker. Dennoch blieb in der Stadt noch eine Menge Güter zurück, ausser Likeuren und Vorräthen aller Art.

Von den Geiseln erfuhren die Engländer, daß während der Unterhandlungen achtzig tausend Stück von Achten, dem Könige von Spanien gehörig, aus der Stadt an einen sichern Ort geschafft worden waren, außer einer Menge Silbergeschirr, Juwelen und anderer Artikel von Werth. Hieraus ergab sich, daß, wenn die Engländer nicht mit den Spaniern unterhandelt hätten, sondern sogleich ans Land gestiegen wären, sie sich unermeßlicher Schätze und der größten Beute hät-

ten bemächtigen können. Inzwischen waren die Partheyen, die an der Expedition Antheil genommen hatten, mit ihrem Gewinne vollkommen zufrieden; und man trug alle mögliche Sorge, um jedermann die unpartheyische Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, welche versprochen worden war und nun erwartet wurde.

Der Leser wird jetzt wohl eine kurze Beschreibung von Guiaquil erwarten. Guiaquil ist die Hauptstadt der gleichnahmigen Provinz in Peru, und wird in die Alt- und Neustadt getheilt, die beyde durch eine hölzerne, eine halbe Meile lange Brücke zusammen hängen. Die Häuser in beyden Theilen belaufen sich auf ungefähr fünf hundert; aber es gibt nur wenig regelmäßige Strassen. Da die Lage der Stadt niedrig und morastig ist, so kann sich der Ort keiner großen Reinlichkeit, besonders im Winter, rühmen. Die Stadt enthält vier Kirchen, worunter St. Jago die Hauptkirche ist. Vor dieser Kirche befindet sich ein schöner Paradeplatz. Die Kirchen sind alle mit Altären, Bildhauerarbeit und Gemählden geziert. Diejenige, welche dem heil. Augustin geweihet ist, hat eine Orgel. Man versicherte, sie wären an Silbergeräthe reich; aber dieß war alles fortgeschafft, und auch die Priester hatten die Flucht ergriffen.

Einige Häuser waren aus Steinen erbaut, jedoch meistens bestanden sie nur aus Holz und Bambusrohr. Mehrere waren nach den Bedürfnissen des Klimas schön meublirt. Die Vorrathshäuser der Kaufleute enthielten einen Uiberfluß von Mehl, Branntwein, Zucker, Kleidungsstücken, Tauwerk und Eisen.

Einige der vornehmsten Einwohner hielten Kaleschen, die jedoch nur dazu brauchbar schienen,

sie in die Kirche zu bringen; denn Fahrwege für dieselben liessen sich in der Gegend herum wegen der sumpfigen Beschaffenheit des Bodens nicht anbringen. Inzwischen besitzt die Stadt für den Handel und den Schiffbau eine sehr gute Lage. Sie steht unter einem Corregidor, welcher von dem Könige ernennt wird.

Der Fluß ist hier breit, und nimmt viele Nebenströme auf. Die Ufer desselben sind mit Dörfern und Meyerhöfen geziert, zwischen denen der Mangelbaum und die Sassaparilla in Menge wächst, welche das Wasser mit ihren Bestandtheilen anschwängern, und demselben dadurch antivenerische Kräfte mittheilen sollen. Der Manschinellenbaum mit seinen giftigen Früchten ist in dieser Gegend gemein, und tödtet jedes Thier, das davon ißt. Die Engländer sahen Hunderte von Vögeln auf dem Wasser todt liegen, die wahrscheinlich davon oder von einer andern giftigen Pflanze gefressen hatten. Auch erblickten sie in dem Flusse eine Menge Alligators.

Ein Engländer, der sich einige Zeit zu Guiaquil aufgehalten hatte, erzählte seinen Landsleuten, einige Monath vor ihrer Ankunft habe man wegen der Geburt des Prinzen von Asturien große Lustbarkeiten angestellt; bey dieser Gelegenheit habe man eilfhundert Mann Fußvolk und fünfhundert Mann Reiterey gemustert, und ein Stiergefecht von nicht weniger als zweyhundert Stieren gehalten.

Holz zum Schiffbau und Cacao sind die schätzbarsten Produkte der Provinz Guiaquil. Von dem letztern Artikel werden jährlich unermeßliche Quantitäten ausgeführt. Inzwischen ist die ganze Landschaft nicht halb so gut, als möglich wäre, be-

völkert und angebaut; und ob sie gleich von Natur reich ist, so finden sich doch, wegen der Erpressungen der Gouverneure, die Einwohner, im Ganzen genommen, bey weitem nicht in einer guten Lage.

Als Capitain Rogers mit den Barken ein wenig unter die Stadt gekommen war, nahm er von ihnen Abschied, und fuhr in der Pinnasse voraus, um zu den Schiffen bey Punta Arena zurückzukehren. Am neun und zwanzigsten April bestieg er sein Schiff wieder, zur großen Freude Aller, nach einer Abwesenheit von zwölf Tagen, in welchem Zeitraume die Schiffe keine Nachricht von ihm erhalten hatten. Schon fing die darin zurückgelassene Mannschaft an, sich über das Schicksal ihrer Kameraden zu beunruhigen, so wie auch durch Mangel an Wasser sehr zu leiden. Die Gefangenen erhielten täglich nicht mehr als ein Nöffel, und in kurzer Zeit würde es unmöglich geworden seyn, ihnen selbst diese geringe Portion fortzugeben.

Cooke und Fry, denen das Kommando in Abwesenheit der eigentlichen Befehlshaber übertragen worden, waren durch die große Menge der Gefangenen am Bord der verschiedenen Schiffe in nicht geringe Verlegenheit gerathen. Hätten sie nicht sorgfältig allen Verkehr zwischen ihnen verhüthet, und ihnen durch diesen Kunstgriff ihre eigene Stärke und die Schwäche ihrer Sieger verborgen gehalten, so würde es unmöglich gewesen seyn, den schlimmen Folgen entgegen zu wirken.

An demselben Tage, da Capitain Rogers an Bord seines Schiffes zurückkam, wurde eine Barke von ungefähr dreyßig Tonnen durch ein Boot genommen, welches Capitain Cooke zum Kreuzen

ausgesendet hatte. Dieses Fahrzeug war mit Schafen, Mehl, Zuckerhüten, getrocknetem Rindfleische, verschiedenen Arten Getraide und einigen Früchten befrachtet. Es war sieben Tage vorher von Pulania abgesegelt, wo von Lima der Befehl angekommen war, sorgfältig Acht zu geben, weil ein englisches Geschwader in kurzer Zeit in der Südsee erwartet werde. Hieraus ergab sich, daß die wirkliche Ankunft der englischen Schiffe noch nicht allgemein bekannt geworden war.

Als einige Tage verstrichen waren, ohne daß die bedungene Ranzion aus Guiaquil eintraf, fingen die Engländer zu argwöhnen an, daß der Corregidor die Erfüllung des Tractates verzögern wolle, bis das Hülfscorps aus Lima angekommen sey. Die unglücklichen Geiseln beklagten jetzt ihr Schicksal, indem sie voller Unruhe nichts anders erwarteten, als daß sie als Gefangene würden nach England geführt werden. Allein am ersten May kam ein Boot mit einem Theile der Ranzion, in welchem dann verschiedene Gefangene an das Ufer gesetzt wurden. Am nächstfolgenden Abend trafen wieder zwey und zwanzig tausend Stück von Achten ein, zur großen Freude der Engländer und der Gefangenen. Jetzt sendete man an den Corregidor einen Bothen mit der Nachricht, daß man Willens sey, den Tag darauf unter Segel zu gehen; würde daher bis dahin nicht alles erfüllt, worüber man einig geworden, so sähen sich die Engländer in der unangenehmen Nothwendigkeit, die Geiseln mit wegzuführen. Mittlerweile wurden der Gouverneur von Puna, einer von den Geiseln, welcher sich auf das ehrenvollste betragen hatte, und verschiedene Gefangene entlassen.

Dem erstern schenkte man vier Neger und einen Ballen beschädigter Güter.

Am nächstfolgenden Tage brachte ein Boot wieder drey tausend Thaler in Geld und Silbergeräthen, und zugleich die Nachricht, daß in kurzer Zeit noch drey tausend Thaler und überdieß zwölf tausend zum Einkauf der Prisengüter eintreffen sollten. Weil man aber muthmaßte, daß die Spanier bey dieser Lockung nichts anders zur Absicht haben dürften, als die Engländer so lange zurückzuhalten, bis ein Geschwader von Lima einträfe, so beschloß man einstimmig, so schnell wie möglich unter Segel zu gehen. Der Anfang, welcher den Engländern nichts mehr nutzte, wurde an die Spanier verkauft, und die Gefangenen an Bord desselben gebracht. Indessen behielt man noch die Piloten, den Sohn des Präsidenten von Panama und einige andere zurück. Einige Geschenke wurden unter die spanischen Capitaine vertheilt, deren Verlust am meisten beygetragen hatte, die Engländer zu bereichern. So nahmen alle zufrieden von den Engländern Abschied.

Den eilften May gingen die Schiffe nach den Gallipagos-Inseln unter Segel. Jetzt bekamen am Bord des Herzogs über zwanzig, und am Bord der Herzoginn gegen funfzig Mann ein bösartiges Fieber, und die Zahl der Patienten nahm stündlich zu. Unstreitig hatten sie sich diesen Zufall zu Guiaquil zugezogen, wo wenig Wochen vor ihrer Ankunft eine ansteckende Seuche sehr viel Menschen weggerafft hatte. Die Sterblichkeit hatte daselbst einen so hohen Grad erreicht, daß die Kirchen, die gewöhnlichen Begräbnißplätze der Eingebohrnen, nicht hinreichten, alle Leichnahme aufzunehmen; man hatte deßhalb eine große vier-

eckige Oeffnung in der Nachbarschaft der Kirche gegraben, wo die Engländer Wache hielten. Da sie mithin von häßlichen Gerüchen und pestilentialischen Dünsten umgeben waren, so durfte man sich freylich nicht wundern, wenn sie nun die bösartigen Wirkungen derselben spürten. Um diese Zeit ward auch Capitain Courtney krank, und Capitain Dover, der, wie bereits bemerkt worden, ein Arzt war, begab sich zu ihm an Bord, um ihm ärztlichen Beystand zu leisten.

Den siebzehnten entdeckte man Land, und am Tage darauf näherten sich die Schiffe bis auf vier Meilen zwey großen, beynahe zusammenhängenden Inseln, worauf man in kurzer Zeit noch verschiedene andere entdeckte. Nachdem die Capitaine auf den Fall einer Trennung bestimmt hatten, wo sie sich wieder vereinigen wollten, schickten sie ein Boot ab, um Wasser zu suchen; aber nach zwey fruchtlosen Versuchen kehrten die Leute zurück, und erzählten, die Insel, wo sie ans Land gestiegen wären, sey mit nichts als mit losen Steinen bedeckt, welche Kohlen glichen, und der Boden sey so porös, daß er unter ihren Füßen eingebrochen sey. Bey so bewandten Umständen ließ sich an dem vulkanischen Ursprunge desselben nicht zweifeln. Indessen enthielt die Insel etwas strauchartiges Holz und einige wenige Vegetabilien. Dieser Mangel an Wasser ward sehr stark gefühlt. Einige Tage hinter einander fuhren die Engländer unter diesen Inseln hin und her, die gar nicht das waren, was man nach der erhaltenen Beschreibung erwartet hatte. — Inzwischen lieferten sie eine Menge Schildkröten, große Klippfische, und treffliche Guanas, welche die westindischen an Schönheit übertrafen.

Am zwey und zwanzigsten vermißte man eine von den genommenen Barken, worin sich ein gewisser Hatley nebst fünf Matrosen, vier Schwarzen und einem Indianer, mit Wasser nur auf zwey Tage, fand; und außerdem auch eines von den Prisenschiffen. Ob man nun gleich die ganze Nacht hindurch oben am Vordermaste des Herzoges und der Herzoginn Laternen aushing, und unaufhörlich mit Kanonen feuerte, so zeigten sich doch nirgends Spuren von jenen Fahrzeugen. Capitain Rogers suchte sie nun auf, und erreichte auch in wenig Stunden das Prisenschiff; aber von Hatley und seinen Gefährten konnte er nichts erfahren, weßhalb man sie für verloren gab.

Weil die Engländer unter diesen Inseln kein Glück hatten, so beschloß man, sie zu verlassen, und nach dem festen Lande zu fahren, wo man Wasser zu finden hoffte, woran man jetzt großen Mangel zu leiden anfing. Auf dieser Fahrt hörte ein englischer Matrose, daß die Schwarzen und die gefangenen Indianer sich über das Vorhaben besprachen, die Mannschaft zu ermorden, und mit dem Schiffe auszureissen. Als man sie dieses sträflichen Vorsatzes beschuldigte, räumten sie ein, daß einiges darüber in ihrer Mitte geäußert worden sey, aber sie läugneten, daß man mit einem solchen Plane ernstlich umgehe. Um jedoch den übeln Folgen solcher Kabalen zuvor zu kommen, vertheilte sie Capitain Rogers auf die andern Schiffe.

Den sechsten Junius nahmen sie ein Schiff von achtiz Tonnen Ladung, das mit Eisen und Zeugen befrachtet war, und nach einer kurzen Jagd die Segel strich. Es segelte von Panama nach Guiaquil, und hatte gegen vierzig Personen am Bord, worunter sich einige Vornehme befanden,

nahmentlich Juan Carbosa, welcher das Gouvernement von Baldivia übernehmen wollte.

Am Tage darauf gingen sie bey der Insel Gorgona vor Anker, und am nächstfolgenden Tage bemächtigten sich die Boote des Herzogs und der Herzoginn einer andern Prise, welche die goldene Sonne hieß, und eine Ladung von ungefähr fünfhundert Pfund am Werthe führte. Es fanden sich darin zehn Spanier und Indianer nebst einigen Schwarzen.

Den neunten Junius war eine Berathschlagung der Officiere am Bord der Herzoginn, woran jedoch Capitain Rogers wegen einer Unpäßlichkeit nicht Antheil nehmen konnte. — Nachdem man die Gefangenen vorher befragt hatte, faßte man den Entschluß, nach dem Hafen Mangla zu steuern. Hier wollte man zuvörderst die Schiffe in Sicherheit bringen, und dann in den Booten stromaufwärts rudern, bis man sich einiger Canots bemächtigte, mit welchen, als den bequemsten Fahrzeugen auf jenem Strome, man die Goldbergwerke von Barbacore oder St. Juan anzugreifen gesonnen war. — Bey dieser Expedition schmeichelte man sich eine sehr reiche Beute nach geringem Widerstande zu machen; denn man hielt sich überzeugt, daß die Spanier in dieser Gegend noch nicht den geringsten Wink vom Daseyn eines Feindes an der Küste erhalten hatten.

Weil Capitain Rogers vorläufig erklärt hatte, daß er das genehmigen wollte, was die Mehrzahl beschließen würde, so steuerte man noch in derselben Nacht nach Mangla zu. Allein so bald er von dem Plane seiner Kollegen unterrichtet war, beschloß er, trotz seiner Krankheit, einige der spanischen Gefangenen, auf deren Einsicht er sich

verlassen konnte, über die Ausführbarkeit der Unternehmung zu Rathe zu ziehen. Nach wiederhohlten Conferenzen mit einigen der einsichtsvollsten Personen am Bord, so wie mit solchen, welche das Locale am beßten kannten, sahe er denn ein, daß, wer den Officieren das Unternehmen angerathen hatte, entweder grobe Unwissenheit oder eine niedrige List verrieth; denn Mangla war nicht nur ein unfruchtbarer, wenig besuchter Fleck, sondern die Rhede auch so wenig geräumig und so voller Untiefen, daß Schiffe daselbst nur mit äußerster Gefahr vor Anker liegen konnten. Die Gefangenen versicherten ihm ferner, daß die Ufer des Stromes von einer Völkerschaft bewohnt würden, die den Spaniern sehr ergeben sey; diese Indianer wüßten ihren Feinden durch vergiftete Pfeile und auf viele andere Arten mehr Abbruch zu thun. Außerdem sey der Strom so schmal, daß, wenn es auch den Engländern gelänge, die Schwierigkeiten der Fahrt aufwärts zu überwinden, doch ihr Rückzug durch Mittel, denen man durch keine Klugheit zuvor zu kommen im Stande sey, leicht werde abgeschnitten werden können.

So wie Capitain Rogers diese Nachricht erhielt, welche durch das einstimmige Zeugniß glaubwürdiger Personen, die er einzeln vernahm, bestätiget ward, ließ er die andern Capitaine zu sich kommen, theilte ihnen das Resultat seiner Nachforschungen mit, und machte sie auf die Gefahr aufmerksam, welcher sie sich durch ihr kühnes Wagstück auszusetzen im Begriff waren. Uiberzeugt, daß sie durch die grundlosen Darstellungen unwissender oder hinterlistiger Menschen zu einem unausführbaren Unternehmen verleitet worden, beschlossen sie ihren Lauf geradeswegs zu ändern,

und wieder nach Gorgona zu steuern, wo sie die Schiffe kalfatern wollten.

Den dreyzehnten Junius gingen sie bey Gorgona vor Anker. Mit dem Kalfatern fing man bey dem einen Schiffe, der Herzoginn, an, während der Herzog Wache halten und einen Uiberfall von Seiten des Feindes verhüthen mußte; und so bald als es die Umstände gestatten würden, sollten die zwey Schiffe ihre Stationen verwechseln. Durch ungewöhnliche Thätigkeit kamen beyde Schiffe schon binnen vierzehn Tagen in den Stand, wieder in See stechen zu können. Hierüber erstaunten die spanischen Gefangenen, welche versicherten, daß das Kalfatern eines königlichen Schiffes zu Lima, wo man doch Bequemlichkeiten aller Art zur Hand und Künstler in Uiberfluß habe, meistens einen Zeitraum von sechs Wochen daure. —

Obgleich die Leute sich von der schweren Krankheit ziemlich erhohlten, an welcher sie litten, als sie die Insel zuerst berührten, so hielt man es doch für rathsam zur schnellern Herstellung, Zelte für die Patienten am Ufer zu errichten. Diejenigen, welche sich bereits in einem Zustande der Genesung fanden, und umhergehen konnten, bekamen ihre Kräfte sehr schnell wieder, und waren in kurzer Zeit vermögend, den Schiffsdienst wieder anzutreten. Die spanischen Gefangenen leisteten jetzt den Engländern die wesentlichsten Dienste: sie begleiteten sie in die Wälder, und wiesen ihnen das zu ihrer Absicht tauglichste Schiffbauholz zu.

Die Engländer errichteten auf dieser Insel eine Seilerbahn, und schlugen für die verschiedenen Arbeiter, deren der Schiffbau bedarf, Zelte

auf. Freylich darf man sich nicht einbilden, daß sie ausgezeichnete Künstler in den verschiedenen Zweigen dieses Geschäftes hatten; aber die Noth spornte ihre Erfindungskraft, und die Uibung führte sie nach gerade zu etwas, was die Stelle der vollendeten Kunst in ihren verschiedenen Beschäftigungen ersetzen konnte. So kam hier eine Schiffswerft zu Stande; und die gesammte Mannschaft wurde, theils als Aufseher über die Arbeiten, theils als Künstler beschäftiget. Ein jeder hatte seinen besondern Auftrag und seine ihm ausschließlich angewiesene Arbeit; und diese regelmäßigen Geschäfte waren der Gesundheit nicht minder ersprießlich, als sie den Endzweck, welchen man unmittelbar im Auge hatte, erreichen halfen.

Die Spanier erhielten von dem Fleiße und der Geduld der Engländer eine sehr günstige Meinung, als sie dieselben in einem solchen Himmelsstriche vom Anbruche des Tages an bis in die Nacht arbeiten sahen; und nicht weniger erstaunten sie über ihre sinnreichen Mittel sich zu helfen, so oft sie auf Schwierigkeiten stießen, oder so oft es ihnen an Werkzeugen und andern Bedürfnissen fehlte, die man gewöhnlich für unentbehrlich zu dergleichen Arbeiten hält.

Das große Werk, welches ihre gespannteste Aufmerksamkeit zehn Tage lang beschäftigte, war die Ausrüstung des Havre de Grace. Nachdem man damit zu Stande gekommen war, bekam dieß Schiff den Nahmen des Marquis, und wurde mit den überzähligen Leuten am Bord des Herzogs und der Herzoginn bemannt. Bey dieser Gelegenheit gaben die Capitaine einen Schmauß; die Schiffe begrüßten einander; man vertheilte unter

die Leute Branntwein, und es wurden zu dieser Feyerlichkeit passende Gesundheiten getrunken.

Das neue Schiff bekam zwanzig Kanonen auf den Lavetten, und es wurde mit ein und sechzig Weißen und zwanzig Schwarzen besetzt. Das Commando darüber erhielt Capitain Eduard Cooke.

Das nächste Geschäft von Wichtigkeit, welches ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, war, die Gefangenen, der Zahl nach zwey und siebzig Personen, an das feste Land zu setzen. Bisher hatte man sie zurückbehalten, damit nicht ihre Zerstreuung zu einer Zeit Lärm verursachen möchte, da das Stillschweigen so nöthig war, um die glückliche Ausführung der von den Engländern entworfenen Pläne zu sichern.

Nachdem man alle Mittel, die Gefangenen zu einem Handel mit verbothenen Waaren zu veranlassen, umsonst versucht hatte, beschloß man zuletzt, ihnen ihre Freyheit wieder zu geben, und es ihrem Edelmuthe anheim zu stellen, ob sie sich bey vorkommender Gelegenheit gegen ihre Befreyer dankbar bezeigen wollten. Dem zu Folge wurden die zwey Morels, Don Antonio und Don Juan Carbosa nebst den gemeinen Gefangenen entlassen. Als sie von den Engländern Abschied nahmen, äußerten sie sich sehr gefühlvoll über die edle Behandlung, welche ihnen während der Gefangenschaft wiederfahren war. Der letzte besonders, welcher einst von einem Kaper aus Jamaika bey Porto Bello gefangen und sehr schlecht behandelt worden, schien über den Kontrast im höchsten Grade gerührt, und legte Gesinnungen an den Tag, welche ihm selbst unstreitig eben so viel Ehre als seinen Wohlthätern Vergnügen machten. Carbosa wollte, obgedachter Maßen, zur Zeit da

die Engländer ihn gefangen nahmen, nach Valdivia fahren, von welcher Stadt er Gouverneur geworden war. Er war ein artiger, lebhafter junger Mann, gegen fünf und dreyßig Jahr alt, und hatte in der spanischen Armee als Oberster gedient. Die Morels versprachen in einem oder ein Paar Tagen mit so viel Geld zurück zu kommen, als sie auf Credit würden auftreiben können, um von den Prisengütern so viel wie möglich einzukaufen; denn da sie aus Artikeln bestanden, die vorzüglich nur auf den Küsten der Südsee gesucht wurden, so erklärten die Capitaine, daß sie im entgegengesetzten Falle dieselben sammt den Schiffen, worin sie waren, verbrennen würden. In der That wußten die Gefangenen, daß sie hier einen sehr guten Handel machen konnten, und sie verfuhren daher mit der größten Behuthsamkeit, um in ihren Erwartungen nicht getäuscht zu werden.

Nachdem die Engländer in der Barke und den zwey Pinnassen die Gefangenen ans Land gesetzt hatten, plünderten sie ein kleines Dorf, aus welchem sie sieben Stück Rindvieh, einige wenige Ziegen, etwas Geflügel, vierzehn Schweine, und funfzig Scheffel indianisches Korn wegführten.

Am siebzehnten des Morgens kehrten die Morels und noch einige andere Spanier in einem großen Canot mit etwas Geld und einigen Früchten zurück. Sie handelten Güter so wohlfeil ein, daß sie dringend um Erlaubniß bathen, die Schiffe wieder besuchen zu dürfen, da sie denn eine neue Summe Geldes zum Einkauf mitbringen wollten. Dieses Gesuch war den Capitainen sehr erwünscht, denn man befürchtete keinen Feind in der Nach-

barschaft, welcher dem Geschwader Abbruch zu thun im Stande gewesen wäre.

Um diese Zeit hatte ein Neger, welcher in den Wald gegangen war, das Unglück, von einer gefleckten Schlange gebissen zu werden; und obgleich der Wundarzt, um ihn zu retten, unmittelbar die zweckmäßigsten Mittel brauchte, so starb er doch binnen weniger als zwölf Stunden. Gorgona hat einen Uiberfluß an dieser gefährlichen Schlangenart. Einige von ihnen sind so dick wie der Unterschenkel eines Mannes, und haben eine Länge von drey bis vier Yards. Sie gehören zu der Klasse der Amphibien; und eine von ihnen fand man auf dem Vorderkastell, wohin sie vermittelst der Ankertaue gekommen war.

Als sie am neunzehnten den Marquis durchsuchten, entdeckten sie fünf hundert Rieß päbstlicher Bullen, welche Seine Heiligkeit dem Könige von Spanien geschenkt hatte. Diese Bullen würden dem Könige in diesem abergläubischen Lande bedeutende Einkünfte verschafft haben; denn jede wird von drey Realen bis zu funfzig Stück von Achten nach den Vermögensumständen des Käufers verkauft, welcher dadurch von den Fasten, vom Messehören und von andern kirchlichen Pflichten befreyet wird, deren Vernachlässigung, ohne diesen frommen Betrug, für Sünde gelten würde. Da die Engländer keinen Handel mit dieser Waare treiben konnten, und auf die Gültigkeit der Absolutionen in Rücksicht ihrer selbst kein Zutrauen setzten, so versenkten sie einen Theil derselben in die Tiefe; mit den übrigen zündeten sie Feuer an, oder brauchten sie, um die Kessel zum Kochen zu bringen.

Auch

Auch entdeckten sie einen großen Vorrath von Knochen in kleinen Büchsen, mit den Nahmen von Heiligen überschrieben, deren einige schon mehrere Jahrhunderte todt waren; ferner eine unzählige Menge Crucifixe, Rosenkränze, Heiligenbilder von Holz, Stein und andern Materialien, nebst andern Dingen, bis auf dreyßig Tonnen an Ladung, ungerechnet hundert und funfzig Kisten Bücher, die alle aus Italien kamen, und für die Jesuiten in Peru bestimmt waren. Die Engländer ließen dieses meistens unangerührt liegen; nur einige Proben davon wurden als Curiositäten ausgesucht, um sie in England vorzeigen zu können.

Nachdem die Morels so viel Geld zusammengebracht hatten, als sie nur immer auftreiben konnten, kamen sie am sieben und zwanzigsten zu dem Geschwader zurück. Sie meldeten jetzt den Capitainen, da das Land in großen Alarm gerathen sey, so habe es viele Mühe gekostet, ehe ihnen erlaubt worden, die Küste zu verlassen; und der Gouverneur von Barbacore befinde sich nebst einem Corps von zwey hundert Mann am Ufer, um allen Handelsverkehr der Eingebohrnen mit den Engländern zu verhindern, oder den letztern Widerstand zu leisten, im Fall sie einen Versuch zu landen machen sollten. Die Morels handelten nach wie vor mit der strengsten Rechtschaffenheit; und ob sie gleich einen höchst vortheilhaften Handel schlossen, so ist doch auch zu bemerken, daß sie dabey verhältnißmäßig wagten.

Ein Ausschuß von Officieren, welcher ernannt worden war, um die Beute zu schätzen und unter die Officiere und die übrige Mannschaft nach ihren respectiven Quoten zu vertheilen, begab sich jetzt in dieser Absicht an Bord der Galione. Die

erbeuteten Kleidungsstücke und die kleinern Artikel von Werth betrugen, sehr niedrig geschätzt, über eilfhundert Pfund St. Um diejenigen, die sich ausgezeichnet hatten, zu belohnen, und andere zur Nacheiferung anzureitzen, wurden unter die Verdientesten verschiedene Extra-Geschenke vertheilt.

So unpartheyisch man aber auch gegen jedermann verfuhr, und so freygebig man gegen diejegen war, die sich nach Uebereinstimmung aller am meisten ausgezeichnet hatten, so ward doch kurz darauf eine gefährliche Meuterey angezettelt, welche leicht die schlimmsten Folgen hätte haben können, wäre sie nicht glücklicher Weise und noch zur rechten Zeit von dem Proviantmeister der Herzoginn entdeckt worden, welcher durch Zufall die Rädelsführer über die Art debattiren hörte, wie sie den entworfenen Plan auszuführen hätten. Es ergab sich, daß sechzig von der Mannschaft sich zu gewissen, von ihnen bereits unterzeichneten Artikeln verpflichtet hatten; der wichtigste darunter war, sich einander beyzustehen, bis sie, wie sie sich ausdrückten, ihr Recht in Rücksicht der Beute erhalten haben würden, die, wie sie behaupteten, partheyisch vertheilt worden sey.

Vier von den Hauptmeutern, worunter sich auch derjenige fand, welcher die Artikel aufgesetzt hatte, wurden unmittelbar in Eisen gelegt; als sie aber um Verzeihung baten, und Gehorsam angelobten, bekamen sie in kurzer Zeit ihre Freyheit wieder. Die Capitaine erwogen, daß es gefährlich seyn dürfte, eine Sache, wobey so viele mit verwickelt waren, aufs äußerste zu treiben; und sie waren daher froh, durch Temporisiren ihrer Seits, und durch das Angelöbniß der Besserung von Sei-

ten der Schuldigsten, die dermahlige Gährung niederschlagen zu können.

Capitain Rogers erschöpfte alle beruhigende Gründe, um das Thörichte und Gefahrvolle solcher Verbindungen in das hellste Licht zu setzen. Er versicherte den Leuten, daß ihnen gewiß in England Gerechtigkeit wiederfahren werde, falls sie jetzt oder in Zukunft, während der Reise, die geringste Veranlassung haben sollten, über das Verfahren ihrer Vorgesetzten unzufrieden zu seyn. So gelang es ihm, alle zu beruhigen, und man schien allgemein mit dem zufrieden, was geschehen war. Uibrigens verstanden sich die Officiere und Interessenten zu einigen Nachlassungen, wodurch das Prisengeld etwas gleicher vertheilt ward; und man entwarf auch ein neues Regulativ, um diejenigen leichter zu entdecken, welche Beute verheimlichten oder unerlaubte Vortheile sich zu machen suchten.

Auf allen Reisen dieser Art, wo die Gewinnsucht der einzige Antrieb ist, daran Theil zu nehmen, ist der Durst nach schnell zu erwerbenden Reichthümern unersättlich, und kann niemahls vollkommen gestillt werden. Das Ehrgefühl ist viel zu schwach, um den gemeinen Haufen in den nöthigen Schranken zurück zu halten; und die Anführer müssen unaufhörlich alle ihre Klugheit aufbiethen, wenn sie unter ihren Leuten so viel Einigkeit erhalten wollen, als zum glücklichen Erfolge aller oder einiger Entwürfe unumgänglich nothwendig ist.

Capitain Rogers schloß seine pathetische Anrede an die Mannschaft mit der stärksten Versicherung, daß jeder in Rücksicht aller legalen Forderungen im höchsten Grade zufrieden gestellt, und der gemeine Mann einen größern Antheil an der

Beute bekommen sollte; dagegen erwarte er aber auch von ihrem Pflichtgefühl, ihrem Patriotismus und ihrer eigenen Einsicht, daß keine Verschwörungen wieder angesponnen werden würden.

Um diese Zeit that Capitain Rogers einen Vorschlag, welcher, wenn er ausgeführt würde, ihm eben so vortheilhaft für die Interessenten als für die Abentheurer selbst zu seyn schien; er rieth nähmlich, den Capitain Cooke in dem Marquis mit einer Ladung von Prisengütern nach Brasilien abzuschicken, wo man dafür drey Mahl so viel, als wo sie jetzt waren, erhalten haben würde. Allein es gelang ihm nicht, die Zustimmung seiner Collegen, die den Plan wohl nicht ganz übersahen, zu erhalten; das Project ward verworfen, eine Maßregel, die man jedoch, als es zu spät war, bereute.

Jetzt war nur noch ein Weg übrig; man beschloß, den Morels und den übrigen spanischen Befehlshabern ihre Schiffe, einige Neger und alle Güter zu übergeben, welche sie mit wegnehmen konnten. Dafür sollten sie zwölf tausend Stück von Achten zahlen, welche, nebst den drey tausend, die von der Ranzion der Stadt Guiaquil noch rückständig waren, zu Maata binnen zwölf Tagen den Engländern eingehändigt werden sollten. Das Geld am Bord, das den Interessenten gehörte, wurde jetzt auf zwanzig tausend, und die Güter auf sechzig tausend Pfund geschätzt.

Man war Willens, die Gefangenen mit einem Passe für den Fall zu versehen, wenn sie ihren Landsleuten in die Hände fallen sollten; auch wünschte man ein von ihnen unterschriebenes Instrument über die Bedingungen des abgeschlossenen

Handels zu erhalten; allein die Barke segelte in der Nacht weg, ehe eines von beyden geschehen war.

Als ein Beweis des anständigen Betragens der Mannschaft gegen die Gefangenen im Allgemeinen verdient bemerkt zu werden, daß sich unter den letztern eine vornehme Spanierinn mit ihrer Familie befand. Ihre älteste Tochter war sehr schön und seit kurzem vermählt, und wurde jetzt von ihrem Manne begleitet. Dieser Familie ward die große Cajüte der Galione ausschließlich eingeräumt, und niemand sonst durfte wider ihren Willen hineingehen; dennoch äußerte der Mann, wie wir lesen, einige Symptome von Eifersucht, der epidemischen Krankheit der Spanier. Einige Officiere bekamen Nachricht, daß die Damen Kostbarkeiten an sich versteckt trügen; und eine kleine Negresse, die auf sie Acht geben sollte, fand, daß sie unter ihren Kleidern einige goldene Ketten und andern Schmuck sorgfältig verbargen. Dessen ungeachtet bekamen sie, als sie die Engländer verließen, ihre Garderobe ganz zurück, und sie gestanden, daß sie mit einer Güte behandelt worden wären, welche die Engländer gewiß nicht von den Spaniern erfahren haben würden. Die junge Dame besonders schien sehr zufrieden; sie schickte ihren Mann mit einer Summe Gold zu den Schiffen zurück, um Güter und zwey Sclaven einzukaufen.

Während die Engländer zu Gorgona vor Anker lagen, kam ein gewisser Michael Kendall an Bord, ein Freyneger aus Jamaica, welcher einige Zeit lang in dem Dorfe, das sie auf dem festen Lande plünderten, als Sclave gelebt hatte. Er gab ihnen folgende merkwürdige Nachricht von einer unglücklichen Expedition wider die Goldbergwerke der Spanier.

Als der Krieg zu Jamaica erklärt worden war, schiffte er sich unter dem Commando des Capitains Roberts ein, welcher gemeinschaftlich mit den Capitainen Golding, Pilkington und Nash agirte. Ihre Mannschaft bestand aus hundert und sechs Köpfen, und ihre Absicht war, einen Versuch auf die Bergwerke von St. Jago im Innern der Erdenge Darien zu wagen.

Nachdem sie funfzehn Tage lang in Canots stromaufwärts gefahren, und darauf zehn Tage zu Lande marschirt waren, fingen die Spanier und Indianer, unter denen sich der Alarm mittlerweile verbreitet hatte, an den Engländern Hinterhalte zu legen, und schossen verschiedene derselben aus ihren Schlupfwinkeln todt. Zugleich vermehrte sich der Feind bis auf fünfhundert Mann; die Engländer hingegen bestanden, mit Einschluß der Verwundeten, nur noch aus ungefähr sechzig. Nach einem Scharmützel, wo die Engländer den Vortheil hatten, schickten ihnen die Spanier eine Stillstandsflagge. Weil die Engländer an Lebensmitteln Mangel litten, durch Strapazen äußerst ermüdet waren, und den Weg vor- und rückwärts nicht kannten, so legten sie ihre Waffen nieder, und ergaben sich zu Kriegsgefangenen. In diesem Lichte schienen sie auch von ihren Siegern drey Tage lang betrachtet zu werden; allein am vierten, da sie glaubten, daß alle Gefahr vorüber wäre, traf ein Befehl von einem spanischen Chef ein, sie zu ermorden. Diese grausame Order wurde auch unverzüglich in Ausübung gebracht, während die Unglücklichen, unbewaffnet und keine Verrätherey ahnend, bey einem dürftigen Mahle saßen. Jedoch verschonte man, auf Bitten eines Priesters, einen Schottländer, einen Franzosen und zwölf

Freyneger, die man zu Sclaven machte. Kendall, einer von den letztern, wurde in die Bergwerke geschickt, wo er für seinen Herrn täglich wenigstens drey Stücke von Achten gewann. Späterhin kam er an den Ort, wo die Engländer ihn fanden. Der Rest der unglücklichen Gefangenen, der Opfer einer niederträchtigen Verrätherey, wurde weiter landeinwärts geschickt. Hier hatten sie keine Gelegenheit zu entwischen.

Die Insel Gorgona liegt im 3. Gr. nördlicher Breite, ungefähr sechs Meilen vom festen Lande. Sie ist gegen drey Meilen lang und eine breit. Der Boden ist mit hohen Bäumen bedeckt, unter welchen sich die Marien-Palme findet, aus welcher ein Balsam hervorquillt, der in verschiedenen Krankheiten die herrlichsten Dienste leistet; aus dem Holze hauen die Spanier Maste.

Die Thiere, welche man hier antrifft, bestehen hauptsächlich in Affen, Meerschweinen, Hasen, Eidechsen, und Löweneidechsen oder den sogenannten Chamäleons; ein Geschöpf, das bekanntlich seine Farbe wechselt, je nachdem man es in diesem oder jenem Lichte betrachtet.

Auch das Faulthier findet man daselbst, eines der widerlichsten Thiere in der ganzen Schöpfung. Eines derselben wurde von den Matrosen gefangen; und ob sie gleich seine Naturtriebe wenig kannten, so scheinen sie es doch aus einem sehr ungünstigen Gesichtspunkte, sowohl in Rücksicht seiner äußern Form als seines Naturells, betrachtet zu haben.

Es ist bereits bemerkt worden, daß es auf dieser Insel einige sehr giftige Reptilien gibt. Allerdings ist es für einen Menschen gefährlich, durch

die Insel zu gehen, weil man leicht unvermuthet auf sie treten kann.

Das Geflügel daselbst ist nicht sehr zahlreich, wenn man einen großen Vogel ausnimmt, der Caracoso heißt; aber die Klippen enthalten eine zahllose Menge Fledermäuse, die des Nachts herumschwärmen.

Die See wimmelt von Fischen, worunter mehrere Arten in Europa unbekannt sind. Barben sind hier sehr gemein, aber sie lassen sich mit Angelschnur und Haken nicht leicht fangen; ein Umstand, der, nach des Capitains Rogers richtiger Bemerkung, von der Helligkeit und Reinheit des Wassers herzuleiten ist, weshalb sie sich leicht vorsehen können. Perlmuscheln und einige weiße Korallen fanden sich gleichfalls auf den Küsten.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen worden, verließen die Engländer Gorgona am siebenten August. Zehn Tage darauf nahmen sie eine Barke von siebzig Tonnen Ladung, die von Panama nach Lima fuhr. Sie enthielt hauptsächlich Passagiere, von welchen sie erfuhren, daß die ganze Küste alarmirt sey, und daß die Einwohner die größten Besorgnisse hegten, indem sie einerley Schicksal mit Guiaquil erwarteten.

Weil die Schiffe nicht vollständig bemannt waren, und man doch mehrern Gefechten mit Wahrscheinlichkeit entgegen sehen konnte, so schien es rathsam, die Mannschaft etwas zu verstärken. Man musterte deshalb am sechzehnten die Neger am Bord des Herzogs; sie beliefen sich auf fünf und dreyßig, alles fähige, kraftvolle Leute. Capitain Rogers gab ihnen gemeinschaftlich zu verstehen, daß, wenn sie sich brav und treu betragen wollten, ihre Sclaverey zu Ende sey. Zwey und drey-

ßig derselben nahmen das Anerbiethen mit Freuden an, und baten, daß man sie in dem Gebrauche der Waffen unterrichten möchte, womit jedoch einige schon bekannt waren. Michael Kendall, der Freyneger aus Jamaica, bekam das Kommando über sie, und den Auftrag sie anhaltend in den Waffen zu üben. Ihre neue Verpflich'ung gleichsam zu besiegeln, vertheilte man Branntwein unter sie, und sie tranken auf den glücklichen Kreuzzug der Schiffe. Man sagte ihnen, sie sollten sich nunmehr als Engländer, und nicht mehr als Sclaven der Spanier betrachten. Dieß heiterte ihren Blick sichtbar auf, und sie schienen auf die Auszeichnung stolz, deren sie gewürdigt worden.

Die Barken fuhren am fünf und zwanzigsten in die Bay Jecames, und bald darauf gingen die Schiffe bey ihnen vor Anker. Gegen den Abend hin wagte sich White, der Dollmetscher, nebst einem spanischen Gefangenen, ohne dazu Befehl zu haben, an das Ufer. Einige Indianer, die sich versteckt hatten, schossen auf sie, ob jene gleich ihnen spanisch zuriefen, daß sie Freunde wären. Inzwischen glückte es den Beyden, mit dem Leben davon zu kommen, und sie hielten sich die ganze Nacht verborgen, indeß ihre Gefährten am Bord nichts weniger als ihre Gefangenschaft oder ihren Tod ahndeten.

Am Morgen darauf wagte es der Dollmetscher wieder, die Indianer anzureden. Jetzt erhielt er ihre Einwilligung zu einem Handelsverkehr, im Fall ihr Pater es billigte, der einige Meilen von dem Orte wohnte. Der Dollmetscher sagte den Indianern, am Bord befinde sich auch ein Pater; und als sie den Wunsch äußerten, ihn zu sehen, schickte man ihn an das Ufer, da er denn einen Brief

an seinen Kollegen schrieb, worin er die Humanität und den Edelmuth der Engländer ungemein pries, und die gegenseitigen Vortheile aus einander setzte, die aus einer guten Behandlung der Fremden entspringen würden. Er zeigte die Macht derer, in deren Händen er sich jetzt fand, und versicherte, daß es ihnen etwas leichtes seyn würde, mit Gewalt mehr zu nehmen, als sie durch Unterhandlungen zu erhalten wünschten, aber daß ihr menschenfreundlicher und wohlwollender Character ihnen keine Gewaltthätigkeiten erlaube.

Dieß war von so guten Folgen, daß die Einwohner versprachen, Handel mit den Engländern zu treiben, ihr Priester möchte nun einwilligen oder nicht. Einer der Indianer, der in dem Boote mit abfuhr, wurde an Bord des Schiffes gebracht. Hier blickte er mit starren Augen um sich, schien sich aber sehr über die große Cajüte zu freuen, wo er sich niederlegte, als ob er nach Bequemlichkeit seine Neugierde und sein Erstaunen befriedigen wollte. Capitain Rogers reichte ihm ein Glas Branntwein, und beschenkte ihn mit einigen Kleinigkeiten, worauf man ihn wohlbehalten wieder an das Ufer brachte. Mittlerweile traf ein Haufen, welcher, um Wasser aufzusuchen, in einer Bucht aufwärts ruderte, zufälliger Weise mit einem indianischen Chef zusammen, der am Körper sich bemahlt hatte, und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet war. Mit vieler Artigkeit wieß er ihnen den Ort, wo sie gesundes Wasser finden konnten; und als man ihm einen Schluck Branntwein aus einer Quartbouteille anbot, stürzte er den größten Theil des Branntweins mit einem Zuge hinunter, und ging sehr zufrieden mit seiner Behandlung fort, nachdem er den Engländern versichert hatte, daß sie vom

Dorfe aus mit allen Bedürfnissen, die man darin besitze, versehen werden sollten.

Der Pater der Gegend gab zu dem Handelsverkehr seine Zustimmung, und am Tage darauf vertauschten die Engländer Boy und andere Artikel gegen Hornvieh und Schweine. Anfangs bemerkte man, daß die Indianer sich roth bemahlt hatten, was, wie man weiß, eine Kriegserklärung ist; allein späterhin rieben sie die Farbe wieder ab, wiewohl sie noch ihre Vertheidigungswaffen bey sich behielten. Man beschenkte sie mit drey großen hölzernen Heiligen-Bildern, um damit ihre Kirche zu schmücken, worüber sie keine geringe Freude äußerten. Dieß war vielleicht die größte Gefälligkeit, die man ihnen erweisen konnte, so wie die wohlfeilste von Seiten der Engländer. Auch schickte Capitain Rogers eine Federmütze an die Gattinn des indianischen Chefs, wofür er zum Gegengeschenk Bogen und Pfeile erhielt.

Nachdem die Engländer eine hinreichende Menge Wasser und Proviant eingenommen, und die Schiffe umgelegt und gereinigt hatten, entliessen sie den Priester, welcher sich bey ihnen am Bord fand. Sie beschenkten ihn dabey mit einer schönen jungen Negresse. Auch bekam er noch etwas Boy, Leinwand und andere Artikel als eine Vergeltung des Eifers, womit er ihren Handel befördert hatte. Dem Pater zu Jecames verehrte man einen Neger und einige Stücke Boy, um seine Freundschaft zu belohnen.

Jecames ist ein kleines, niedrig gelegenes Dorf, das aus wenig Häusern und einer Kirche besteht. Die Häuser sind aus gespaltetem Bambusrohre gebaut, und mit Palmetto-Blättern gedeckt. Sie ruhen auf Pfosten, und unter ihnen

finden sich die Schweinställe, woraus man leicht abnehmen kann, daß man hier keine Eleganz erwarten darf.

Die Männer beschäftigen sich damit, wilde Schweine mit Bogen und Pfeilen zu tödten, und Fische mit ihren Lanzen zu schießen. In beyden Beschäftigungen zeigen sie große Geschicklichkeit. Die Weiber besorgen das Hauswesen, und gehen, mit Ausnahme eines Stückes Boy, das um ihren Unterleib gebunden ist, ganz nackt.

Als die Engländer frischen Proviant auf vierzehn Tage eingenommen hatten, verließen sie diese Bay und steuerten nach den Gallipagos. Auf ihrer Fahrt dahin erblickten sie mehrere Nordkaper und andere Wallfische, die mit dem Schwertfische im Kampf begriffen waren; und überdieß eine Menge Wasserschlangen, wovon sich eine dem Schiffe des Capitains Cooke sehr näherte, aber durch die Mannschaft fortgetrieben war. Die Spanier halten den Biß dieser Thiere für giftig.

Am zehnten September erreichten sie eine der Gallipagos-Inseln, wo sie sich einen hinreichenden Vorrath von herrlichen Schildkröten und Fischen verschafften. Die Spanier rechnen diese Inseln auf funfzig, aber nur eine enthält den für Seefahrer so unentbehrlichen Artikel, frisches Wasser. Sie haben einen Uiberfluß an See- und Landvögeln; und unter den letztern sind die Tauben und die Falken so zahm, daß man sie mit einem Stocke todt schlagen kann. Die Seekälber sind außerordentlich wild, und greifen jedermann an, der ihnen aufstößt, wie Capitain Rogers selbst erfuhr. Indem er sich nähmlich am Ufer befand, stieg eines dieser Thiere aus dem Wasser heraus, und kam auf ihn mit offenem Rachen und mit derselben

Wildheit zu, wie ein losgelassener ergrimmter Kettenhund. Der Capitain vertheidigte sich, indem er die Brust des Thieres mit einer Pike durchbohrte, worauf es sich ein wenig zurückzog; aber es erneuerte den Angriff mit frischer Wuth, und wiederhohlte dieß drey Mahl, bis es eben so viele Wunden bekommen hatte, da es sich dann in die See knurrend und zürnend begab.

Die Engländer fanden hier einige Landschildkröten von hundert Pfund an Gewicht, und Seeschildkröten von vierhundert Pfund; von diesen nahmen sie so viel, als sie bequem beherbergen konnten. Rogers berichtet auf die Versicherung eines seiner Officiere, daß man hier Schildkröten gesehen habe, welche nicht weniger als sieben hundert Pfund wiegen konnten. Zwey Matrosen setzten sich einst aus Scherz auf den Rücken eines dieser Thiere, und die Schildkröte bewegte sich mit ihrem gewöhnlichen langsamen Schritte fort, ohne, wie es schien, das auf sie drückende Gewicht zu fühlen.

Am funfzehnten erblickten sie den Felsen, wo bey dem vorigen Besuche dieser Inseln Hatley und seine Parthey zuletzt gesehen worden waren. Capitain Rogers ließ hier eine Kanone abfeuern, damit, im Fall der unglückliche Mann noch am Leben wäre, er Gelegenheit hätte, das Signal zu erwiedern. Allein es zeigten sich nirgends Spuren von einem menschlichen Wesen; und man zog daraus den traurigen Schluß, daß Hatley umgekommen sey.

Am siebzehnten September ging Capitain Rogers wieder unter Segel, und erreichte am vierten October die Inseln, die unter dem Nahmen Tres Marias bekannt sind. Hier wurde Holz und

Wasser eingenommen. Indessen kostete es einige Mühe, ehe sie süsses und trinkbares Wasser fanden; denn die meisten Quellen waren mit mineralischen Theilchen stark geschwängert, äußerten heftig purgirende Kräfte, und konnten daher nicht zum gewöhnlichen Gebrauche dienen. Während sie hier vor Anker lagen, rissen einige Neger aus und versteckten sich in den Wäldern.

Die mittlere dieser Inseln liegt in 21 Gr. 35 Min. nördlicher Breite, und ist nur wenig von der mexicanischen Küste entfernt. Die größte, welche westwärts liegt, beträgt in der Länge gegen fünf, die mittlere gegen drey, und die östlichste kaum zwey Meilen. In der Nähe der letztern finden sich zwey bis drey steile weisse Klippen, deren eine einem segelnden Schiffe dermaßen ähnelt, daß Rogers den Schiffen ein Signal zur Jagd darauf gab.

Unter die Pflanzenprodukte dieser Inseln gehören Lebensholz, Birken, Seidengraß, Stachelbirnen, Euphorbium, außer vielen andern mehr. An Vögeln gibt es hier einen sehr großen Uiberfluß. Von den kleinern vierfüßigen Thieren sahen die Engländer Rakuhne, Kaninchen und Hasen, die mit den europäischen Arten ziemlich übereinkamen. —

Grüne Schildkröten fanden sich hier äußerst zahlreich, so daß zwey Personen hundert in einer Nacht umlegen konnten. Die See wimmelte von sehr wohlschmeckenden Fischen.

Nachdem die Engländer diese Inseln verlassen hatten, steuerten sie nordwärts, und schickten am Tage darauf die Barke an das Ufer von Puerto Seguro in Kalifornien, um Wasser aufzusuchen. Einige Indianer kamen in Kähnen aus

Baumrinden zum Vorschein, die zwar Anfangs Zeichen von Furcht verriethen, aber bald, als man ihnen einige Geschenke gab, Zutrauen faßten. Als Gegengeschenk gaben sie den Engländern ein Paar lebendige Füchse, eine Hirschhaut und zwey Blasen mit Wasser. Bisher hatte man geglaubt, daß die Spanier Missionarien unter diesen Menschen unterhielten; da man sie aber in einem Zustande der Natur, ohne alle europäische Bequemlichkeiten und ohne die Kenntniß irgend einer Sprache, ihre Muttersprache ausgenommen, antraf, so schloß man, daß sie noch unabhängig lebten. Die Barke wurde zum zweyten Mahle mit einigen Kleinigkeiten abgeschickt, um einen Vorrath von Erfrischungen zu hohlen.

Einige von der Mannschaft wagten sich an das Ufer auf Kähnen aus Baumrinden, den gewöhnlichen Fahrzeugen längs diesen Küsten, denn die Brandung ist meistens zu heftig, als daß ein gewöhnliches Boot durchkommen könnte. Die gutmüthigen Indianer führten sie an der Hand am Gestade hinauf, und brachten sie zu einem alten Manne, welcher auf einer Hirschhaut saß. Weil ihre Begleiter auf die Kniee niederfielen, so thaten die Engländer das nähmliche, worauf die Indianer das Wasser aus den Gesichtern der Fremden mit ihren Händen abwischten. Nach Beendigung dieser freundlichen Ceremonie wurde jeder Matrose, in Gesellschaft zweyer von den Eingebohrnen, langsam durch einen engen Pfad zu ihren Hütten geführt, wo sie mit einer sonderbaren Art von Musik oder vielmehr Geräusch bewillkommt wurden, welches die Indianer hervorbrachten, indem sie zwey gekerbte Stecken quer über einander rieben und dazu brummten.

Sie setzten sich hierauf alle auf den Boden nieder; und nachdem die Indianer ihre Gäste mit gebratenen Fischen bewirthet hatten, führten sie dieselben auf eben die Weise, wie sie gekommen waren und in Begleitung ihrer Landesmusik wieder zurück. Diese harmlosen Naturmenschen brachten, um die Fremdlinge zu unterhalten, alle ihre natürlichen und künstlichen Produkte zum Vorschein; nur versteckten sie sorgfältig ihre Weiber, Kinder und Waffen. Einige ihrer Messer, die aus Hayfischzähnen verfertigt waren, und einige andere Curiositäten dieser Art wurden an Bord gebracht und dem Capitain Rogers geschenkt.

Der Ort, wo die Engländer landeten, war von mehr als zweyhundert Indianern bewohnt, welche sich in Hütten aufhielten, die aus Baumästen und Rohr bestanden, und vor deren Eingange ein Feuer brannte. Die Mannspersonen gingen ganz nackt; und die Weiber trugen nur einen kurzen Rock von Seidengras oder Hirschhaut, welcher bis an die Kniee herabhing. Um ihren Hals trugen einige Perlen, die rundum eingekerbt, nicht durchbohrt, und mit Seidengras zusammen gebunden waren. In der That schien es, als ob diese Indianer die mechanischen Künste viel zu wenig kannten, um ein Loch durch eine Perle bohren zu können.

Das männliche Geschlecht ist schlank und von gutem Gliederbau. Sie nähren sich vom Fischen und Jagen. Sie sind von schwarzbrauner Hautfarbe und haben langes Haar. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, in deren Gebrauch sie sehr geschickt sind. Auf europäische Messer, Scheeren und Nägel setzten sie einen höhern Werth als auf Gold oder Silber; und bey einem Volke, welches

ches keine Künste des Luxus kennt, hat diese Schätzung ihren guten Grund.

Die Weiber, die wenig persönliche Reize besitzen, beschäftigen sich damit, Korn einzusammeln und zu mahlen, und Angelschnuren zu verfertigen. Diese Indianer schienen von Natur ein Gefühl von Rechtlichkeit zu haben: sie eigneten sich nichts zu, so leicht sie auch dessen habhaft werden konnten, wenn man es ihnen nicht von freyen Stücken gab.

Die Bay von Puerto Seguro hat einen Uiberfluß an Fischen. Im Fange derselben sind die Eingebohrnen ungemein geschickt; und mit gleicher Geschicklichkeit tauchten sie unter, um Perlmuscheln aufzusuchen. Die Matrosen erzählten dem Capitain Rogers, sie hätten einen von ihnen mit seinem Fischergeräthe untertauchen sehen; während er sich unter dem Wasser fand, reichte er das Instrument mit einem Fische an dessen Spitze einem Kameraden zu, welcher in einem Kahne auf den Fang Achtung gab. Dieß ist um so glaublicher, da die Engländer zuweilen rostige Messer über Bord warfen, um die Geschicklichkeit der Indianer im Tauchen auf die Probe zu stellen: selten konnte das Messer tiefer als drey bis vier Faden sinken, als der gewandte Taucher es schon ergriff und herauf brachte.

Von den Bergen an nach der See herab ist das Land felsig, jedoch mit angenehmen Thälern und Ebenen untermischt. Der Boden ist sandig, und aus diesem Grunde nicht sonderlich fruchtbar. Indessen erzeugt er einige Früchte und Wurzeln, deren sich die genügsamen Eingebohrnen anstatt des Brotes bedienen. Die Engländer versuchten einige

dieser Nahrungsmittel, und fanden sie hinreichend schmackhaft und gesund.

Am ersten November erblickten die Engländer den gebirgigen Theil von Kalifornien, welchen die Matrosen Cap St. Lucas nennen. Jetzt ward es nöthig, das Regulativ in Ausübung zu bringen, welches in Rücksicht des Kreuzens, der Beute und des strengen Dienstes entworfen worden war. Capitain Rogers nahm seine Station am weitesten vom Lande, die Herzoginn fand sich im Mittelpunkte, und der Marquis zunächst bey der Küste. Durch diese Anordnung nahm das Geschwader eine Strecke von funfzehn Meilen ein, und konnte am Tage jedes Segel erblicken, das innerhalb zwanzig Meilen von der Küste sich sehen ließ. Auch kam man dahin überein, den ganzen Tag über windwärts zu fahren, und die ganze Nacht zu treiben. Bald darauf verwechselten, aus besondern Gründen, die Herzoginn und der Marquis ihre Station. Mit Vergnügen erinnerten sich jetzt die Capitaine, daß in derselben Gegend Sir Thomas Cavendish das Manilla-Schiff genommen hatte. —

Am acht und zwanzigsten feuerte der Marquis eine Kanone ab, welche unmittelbar von der Herzoginn beantwortet wurde. Capitain Rogers wendete sein Schiff, und setzte mehr Segel auf, weil er vermuthete, daß jene Schiffe ein fremdes gewahr worden wären. Der Marquis steuerte auf ihn zu; als er aber heran gekommen war, erfuhr Capitain Rogers zu seinem Erstaunen, daß man den Herzog für das Manilla-Schiff gehalten hatte. Ein jedes Schiff kehrte nun unverzüglich zu seiner Station zurück.

Am Morgen darauf kam die Barke, die bis-

her durch Windstille zurückgehalten worden, von der Küste wieder zu den Schiffen. Weil sie daselbst viel länger, als man erwartete, geblieben war, so besorgte man schon, daß sie den Indianern in die Hände gefallen seyn möchte.

Den neunten December kam der Commandeur der Barke mit einigen Geschenken an Bord, welche er von den Indianern erhalten hatte. Mit ihm schickte nun Capitain Rogers seinen Schiffsmeister ab, um die Küste zu recognosciren, und, wo möglich, einen sicherern Hafen aufzusuchen; auch sollten sie dem Capitain Courtney melden, daß es rathsam sey, daß ein Schiff auf einmahl in die Bay führe, um einen Vorrath von Holz und Wasser einzunehmen.

In der That fing es jetzt zweifelhaft zu werden an, ob das Manilla-Schiff schon vorbey gefahren war oder nicht; denn die gewöhnliche Zeit, da es diese Küste berühren sollte, war bereits verstrichen, und es war unmöglich, einige Nachricht zu erhalten, welche die Engländer aus ihrer Ungewißheit hätte ziehen können. — Um also mit Uiberlegung und Entschlossenheit in einer so häklichen Lage zu verfahren, beschloß man, nicht länger als noch acht Tage dem so lange schon erwarteten Schiffe aufzulauern; mittlerweile sollte der Marquis sich in den Hafen begeben, um sich auszubessern, während der Herzog und die Herzoginn auf ihrer Station zurückblieben.

Als man den noch übrigen Vorrath an Proviant untersuchte, zeigte es sich, daß man, nach einem sehr mäßigen Anschlage, nur noch für siebzig Tage mit Brot versehen war. Die Fahrt nach Guam, einer von den Ladronen, dauerte nicht weniger als funfzig Tage; und hieraus ergab es

sich, daß, welche Parthie man auch ergriff, Schwierigkeiten sich entgegen stellten. Wollte man die Station, wo man so lange Zeit sich mit Hoffnungen geschmeichelt hatte, vor dem festgesetzten Termine verlassen, so mußte daraus allgemeines Mißvergnügen entspringen; und auf der andern Seite sich der Gefahr einer Hungersnoth preiß zu geben, war noch weit gefährlicher.

Diese Gedanken schlugen alle, die nachzudenken fähig waren, nieder. Indessen steuerte man am ein und zwanzigsten December nach dem Hafen zu, wo der Marquis sich ausbesserte. Um neun Uhr des Morgens schrie die Schildwache oben im Mastkorbe, daß sich ein fremdes Segel in einer Entfernung von ungefähr sieben Meilen zeige. —

Der Herzog und die Herzoginn steckten sogleich ihre Flaggen auf, und steuerten nach dem Schiffe zu; weil aber eine Windstille eintrat, so bemannte man die Pinnasse und sendete sie zum Recognosciren ab. Mittlerweile waren die Leute in ihren Meinungen sehr getheilt; denn einige behaupten fest, daß das Schiff, welchem sie nachsetzten, kein anderes sey als der Marquis, welcher den Hafen verlassen habe. Einige Stunden lang war es unmöglich, die Sache bestimmt zu entscheiden, denn man hatte nur sehr schwachen Wind, und die Pinnasse war etwas entfernt. — Endlich schickte Capitain Rogers, um Gewißheit zu bekommen, Fry zu der Herzoginn, mit welchem Schiffe, wie er sahe, die Pinnasse sich besprochen hatte. In kurzer Zeit hörte er zu seinem großen Vergnügen, daß dieß wirklich das Manilla-Schiff war, auf welches man seit so langer Zeit wartete, und an dessen Ankunft er bereits

zu verzweifeln anfing. Diese Nachricht belebte den gesunkenen Muth aller, und jedermann war so munter, als man nur immer wünschen konnte. — Der Gedanke, sich unmittelbar bereichern zu können, besiegte die Furcht vor Hunger. Mit einem Worte, man dachte an nichts als an die Schätze, deren man sich bemächtigen zu können mit Zuversicht hoffte.

Weil der Tag größtentheils verflossen war, so kam man dahin überein, daß die zwey Pinnassen die ganze Nacht hindurch das fremde Schiff begleiten und falsche Feuer unterhalten sollten. — Die Schiffe wurden zum Gefecht eingerichtet, und überhaupt alle Vorbereitungen getroffen, um sich der Prise gewiß zu bemächtigen, weßhalb man die Rückkehr des Tages mit Ungeduld erwartete. Mit Anbruch desselben erblickte man das fremde Schiff noch eine Meile entfernt. Anfangs fühlte man kaum ein Lüftchen; nachdem man aber eine kurze Zeit gerudert hatte, erhob sich ein schwacher Wind.

Der Branntweinvorrath war bereits erschöpft; und Capitain Rogers ließ daher einen großen Kessel Chocolade für seine Leute kochen, nach welchem Frühstück gebethet wurde. Das Gebeth war noch nicht vorbey, als der Feind zu feuern anfing. Um die Engländer vom Entern abzuschrecken, hatten die Spanier an beyden Seiten jeder Raa Fässer aufgehängt, welche Pulvertonen glichen.

Um acht Uhr des Morgens fing das Gefecht zwischen dem spanischen Schiffe und dem Herzoge an; denn die Herzoginn, die nur wenig Wind hatte, konnte noch nicht heran kommen. Der Feind feuerte mit den Sternkanonen, und der Herzog antwortete einige Mahl mit den Kanonen am Vor-

dertheile. Bald darauf trafen beyde Schiffe nahe zusammen, und man wechselte einige Lagen; auch beschoß man einander mit kleinem Gewehre, aber in dem fertigen Gebrauche des groben Geschützes waren die Engländer den Spaniern bey weitem überlegen.

Nachdem das Gefecht einige Zeit gedauert hatte, fuhr der Herzog ein wenig vorwärts, und beschoß das spanische Schiff so heftig, daß es die Segel strich. Um diese Zeit kam auch die Herzoginn heran, und feuerte ein Paar Kanonen nebst dem kleinen Gewehre ab; weil aber der Feind sich bereits ergeben hatte, so beantwortete er dieß Feuer nicht.

Man schickte nun die Pinnasse an Bord der Prise, um den Capitain und die Officiere abzuhohlen. Sie sagten, sie hätten Manilla in Gesellschaft eines Schiffes von viel größerer Ladung und Stärke verlassen; aber schon vor drey Monathen wären sie davon getrennt worden, und sie vermutheten deßhalb, daß es Acapulco erreicht haben müsse.

Die Prise führte den hochtönenden Nahmen Nuestra Sennora de la Incarnacion disenganno, und wurde von Johann Pichberty kommandirt. Sie hatte zwanzig Kanonen, eben so viel Drehhassen, und hundert und drey und neunzig Mann Besatzung am Bord, wovon neun todt, zehn verwundet, und verschiedene durch Schießpulver in die Luft gesprengt worden waren.

Das Gefecht dauerte ungefähr drey Stunden. Auf Seiten der Engländer war nur Capitain Rogers und ein Irländer, Nahmens Powel, verwundet worden. Der Capitain bekam unglücklicher Weise einen Schuß durch den linken Backen;

die Kugel riß einen Theil der obern Kinnlade und verschiedene Zähne mit weg, wovon einige neben ihm auf das Verdeck fielen, wo er nieder sank. In dieser traurigen Lage mußte er seine Befehle niederschreiben, um den Blutverlust zu verhüthen, und weil das Sprechen ihm Schmerzen verursachte. Powel bekam nur eine leichte Wunde im Gesäße. Das Takelwerk des Herzoges hatte beträchtlich gelitten, und der Besanmast war durch einen Schuß unbrauchbar geworden.

Zwey Tage darauf fuhren die Schiffe geradeswegs nach dem Hafen zu; und die Wundärzte wurden an Bord der Prise geschickt, um die Verwundeten zu besorgen. Nachdem die Engländer bey dem Marquis vor Anker gegangen waren, erhielten sie die Glückwünsche der Mannschaft desselben über diesen schnellen und unerwarteten Sieg, welcher eine allgemeine Freude verbreitete.

Man berathschlagte sich nun zunächst über zwey wichtige Punkte: erstens, was man mit den Geiseln anzufangen habe; und dann wie in Rücksicht des andern Manilla-Schiffes zu verfahren sey, das, wie man glaubte, den Ort seiner Bestimmung noch nicht erreicht hatte.

Zuletzt kam man dahin überein, daß, da man allen Grund habe, die Geiseln aus Guiaquil und den Capitain des zuletzt genommenen Schiffes für Männer von Ehre zu halten, es am rathsamsten sey, mit ihnen so gute Bedingungen als möglich zu treffen, und sie alsdann in Freyheit zu setzen. Der letztere Punkt der Berathschlagung war mit mehreren Schwierigkeiten verbunden. Capitain Rogers wünschte in Gesellschaft mit der Herzoginn in See zu gehen, um dem zweyten Schiffe aus Manilla aufzulauern; weil man

sich aber wider Capitain Courtney wegen seiner späten Theilnahme am letzten Gefechte einige Anzüglichkeiten erlaubt hatte, verlangte er hartnäckig in Gesellschaft des Marquis den Kreuzzug anzutreten, und da ihm die Majorität beytrat, so mußte der Herzog im Hafen zurückbleiben, und sich daselbst ausbessern. Indessen beschloß man, daß zehn seiner beßten Matrosen an Bord der Herzoginn gehen sollten, um die Mannschaft derselben auf den Fall eines Angriffs zu verstärken. Am heiligen Abend vor Weihnachten gingen die Schiffe unter Segel.

So bald sie sich entfernt hatten, traf Capitain Rogers die nöthigen Vorbereitungen, um seine Gefangenen zu entlassen. Man vereinigte sich dahin, die Summe von sechs tausend Stück von Achten in Londner Wechselbriefen anstatt des Restes der Ranzion von Guiaquil, und für die Barke nebst der Ladung anzunehmen. Der Ritter Pichberty stellte die Wechsel aus; und überdieß gab er noch den Engländern ein eigenhändig geschriebenes Certificat, worin er versicherte, daß der abgeschlossene Handel für die Spanier höchst vortheilhaft sey.

Am ersten Weihnachtstage stellte Capitain Rogers zwey Schildwachen oben auf einem Berge aus, wo man eine weite Aussicht auf die See hatte, mit dem Befehle: Signale zu geben, wenn die englischen Schiffe das spanische gefunden haben würden, damit er selbst Zeit zu den nöthigen Vorbereitungen hätte, um seinen Gefährten, Falls es vonnöthen wäre, Beystand zu leisten.

Am nächst folgenden Tage gaben die Schildwachen durch die festgesetzten Signale zu erkennen, daß ein fremdes Schiff sich sehen lasse. So wie

diese Nachricht eintraf, brachte man die Gefangenen unverzüglich an Bord der Barke, von welcher man die Segel wegnahm; und den Herzog bemannte man mit so viel Personen, als man nur immer an Bord desselben bringen konnte. — Die Gefangenen, gegen hundert und siebzig Köpfe an der Zahl, wurden in der Barke in gehörige Sicherheit gebracht, das Fahrzeug aller seiner Tackelage beraubt, und in einer Entfernung von der Prise fest gemacht. Nur einige wenige Mann blieben zurück, um die Gefangenen nicht so wohl zu bewachen, als vielmehr nur mit Lebensmitteln zu versorgen, damit man soviel Mannschaft wie möglich beysammen haben, und nöthigen Falls seinen Gefährten um so wirksamern Beystand leisten konnte.

Capitain Rogers fand sich wegen seiner neulich erhaltenen Wunde in einem sehr schwachen Zustande; aber sein Muth war so groß, daß weder die Vorstellungen der Officiere, noch der Rath der Wundärzte ihn bewegen konnte zurückzubleiben. Er lichtete die Anker, und am Morgen darauf erblickte er windwärts drey Segel. Um neun Uhr waren die Herzoginn und das feindliche Schiff nahe an einander gekommen, und der Marquis spannte die Segel weit aus, um sich der Scene der Action gleichfalls zu nähern. Weil der Wind schwach war, so legte der Herzog nur wenig Weg zurück. —

Des Nachmittags erreichte der Marquis den Feind, und griff ihn muthig an; aber in kurzer Zeit kam er vom Winde ab, und schien durch das feindliche Feuer ausser Stand gesetzt fortzufechten. Capitain Rogers bemannte deßhalb seine Pinnasse, und schickte sie zur Unterstützung ab; doch bevor

sie ankommen konnte, ging der Marquis wieder unter Segel, und erneuerte das Gefecht, das nun, bis es finster ward, fortdauerte.

Um Mitternacht fand sich der Herzog ziemlich nahe beym feindlichen Schiffe, und sein Boot kam an Bord, nachdem es falsche Feuer gemacht hatte, welche beantwortet wurden. Die Mannschaft darin meldete ihrem Capitaine, daß sie an Bord der zwey andern Schiffe gewesen sey, und daß die Herzoginn sehr gelitten habe. Sie berichtete ferner, der Feind habe sich einmahl in großer Unordnung befunden; denn seine Kanonen wären noch nicht alle auf den Lavetten, und mithin sein Netz- und Halbverdeck dem Feuer der englischen Schiffe ausgesetzt gewesen.

Hiernach war es mehr als wahrscheinlich, daß, wenn der Herzog, wie Capitain Rogers vorschlug, die Herzoginn begleitet hätte, das spanische Schiff sich ihrer vereinigten Macht hätte ergeben müssen; der Marquis hingegen, der ein schlechter Segler war, und kein Geschütz von schwerem Kaliber führte, war unvermögend, die nöthige Hülfe seinem Gefährten zu leisten. Zum Unglück hatte noch überdieß der Marquis fast sein ganzes Pulver verschossen.

Diese Nachricht bewog den Capitain Rogers, sein Boot mit etwas Ammunition an den Marquis unter dem Lieutenant Fry abzuschicken, welcher zugleich die nöthige Instruction erhielt, um den Morgen darauf am zweckmäßigsten zu agiren.

Das spanische Schiff hatte den ganzen Tag über dem Herzoge, den es für seinen verlornen Gefährten hielt, Signale gemacht, und als es dunkel ward, segelte es nach demselben zu. Dieser Irrthum verschaffte dem Capitain Rogers ei-

nen Vortheil, den er sonst wegen des Windes, trotz aller Anstrengung, nicht hätte erreichen können.

So bald der Tag angebrochen war, feuerte der Spanier auf die Herzoginn. — Das englische Schiff erwiederte das Feuer mit Muth, fügte aber dadurch wegen der Richtung, in welcher sich der Herzog jetzt fand, dem letztern fast eben so viel Schaden wie dem Feinde zu. Dieß veranlaßte den Capitain Rogers, seine Lage zu verändern, sich ganz nahe an das feindliche Schiff zu halten, und wie dasselbe zu treiben. Im Verfolg des Gefechtes bekam der Herzog einen Schuß in den Mittelmast, wodurch er sehr litt. Bald darauf geriethen beyde englische Schiffe an den Bord des Feindes, da sie denn nicht mehr im Stande waren, ihr Geschütz mit gutem Erfolge zu brauchen. In kurzer Zeit platzte eine Granate vom Feinde auf dem Hinterverdecke des Herzoges und sprengte eine Kiste mit geladenem Gewehr in die Luft, wodurch mehrere Personen sich verbrannten. Nachdem die Schiffe sich von einander los gemacht hatten, steuerte die Herzoginn nach dem Ufer zu, wo sie ihr Tackelwerk ausbesserte; der Marquis that noch einige Schüsse, aber mit sehr wenig Nutzen, und ein zweyter Schuß in den Mittelmast des Herzoges machte das Schiff zum fernern Dienste fast ganz ungeschickt.

In dieser mißlichen Lage steuerte Capitain Rogers von der Scene des Gefechtes weg, indem er den zwey andern Schiffen ein Signal gab, daß sie dasselbe thun sollten. In kurzer Zeit kamen die Capitaine Courtney und Cooke an Bord des Herzogs; und nachdem man den Zustand der Schiffe erwogen und zugleich bedacht hatte, wie wenig man bisher dem Feinde hatte anhaben können,

beschloß man, wiewohl höchst ungern, von allen weitern Versuchen abzustehen, nach dem Hafen zu eilen, und die bereits genommene Prise in Sicherheit zu bringen.

Während der wiederhohlten Gefechte, welche ungefähr sieben Stunden dauerten, wurden am Bord des Herzoges eilf Mann verwundet. Unglücklicher Weise bekam auch dieß Mahl Capitain Rogers eine Wunde: ein Splitter verletzte seinen linken Fuß dermaßen, daß er nicht mehr stehen konnte. Ein Theil des Fersenbeines wurde ganz herausgeschlagen und Alles unter dem Knöchel schrecklich zerrissen.

Die Herzoginn hatte gegen zwanzig Todte und Verwundete; aber am Bord des Marquis wurden nicht mehr denn zwey durch Schießpulver beschädigt.

Der Feind war ein treffliches neues Schiff, das Admiralschiff von Manilla, und dieß seine erste Reise. Es hieß die Vigonia, und war von ungefähr neunhundert Tonnen Ladung, und mit vierhundert und funfzig Mann besetzt, die Passagiere nicht gerechnet, worunter sich hundert und funfzig Europäer fanden. Da verschiedene darunter sonst Seeräuberey getrieben hatten, so vertheidigten sie mit verzweiflungsvollem Muthe die Reichthümer, welche sie sich widerrechtlicher Weise und auf Gefahr ihres Lebens erworben hatten. Man begreift hieraus, warum die Engländer dieß Mahl einen so hartnäckigen Widerstand fanden. Das Schiff war auf sechzig Kanonen gebohrt, führte aber deren nur vierzig auf Lavetten, und eben so viel Drehbassen, insgesammt von Erz. — Der Kanonier war, wie sich zeigte, mit seinem

Geschäfte vollkommen vertraut, und setzte das Schiff in einen trefflichen Vertheidigungszustand.

Diesen Ausgang nahm der Angriff der Engländer auf dieses große Manilla-Schiff, das sie wohl hätten nehmen können, wenn sie es mit hinlänglichem Nachdrucke beschossen hätten, ehe es noch Zeit bekam, sich zum Widerstande vorzubereiten. Wahrscheinlich hätte man es zuletzt noch in Feuer setzen können; aber man gab diese Idee auf, als man erwog, daß alle englische Schiffe schätzbare Ladungen an Bord hatten; denn die bereits gewonnene Beute bloß aus dem Grunde in Gefahr zu setzen, um dem Feinde Schaden zuzufügen, würde eher von Unbesonnenheit als von Entschlossenheit gezeugt haben.

Wie es scheint, waren die Spanier zu diesem Gefechte um so besser vorbereitet, weil sie in Manilla gehört hatten, daß ein kleines Geschwader, welches Dampier als Piloten bey sich führe, von Bristol nach der Südsee abgesegelt sey.

Am ersten Januar 1710 kehrten die Engländer in den Hafen zurück, und beschlossen nun fest ihre Fahrt nach Ostindien auf das äußerste zu beschleunigen. Man entließ sogleich die Gefangenen, und brachte sie an Bord einer Barke, die man mit so viel Wasser und Lebensmitteln versahe, als bis Acapulco zureichten. Einige Tage verstrichen dann, um Holz und Wasser einzunehmen; und mit Vergnügen fand man am Bord der Prise eine so große Menge Zwieback, daß diese, verbunden mit dem alten Vorrathe, bis zur Ankunft in Guam hinlänglich schien.

Man traf jetzt in Rücksicht der Officiere einige neue Maßregeln, wodurch Capitain Dover den Oberbefehl über den Marquis erhielt. Dieß bil-

ligte Anfangs Capitain Rogers nicht; weil aber Fry und Stratton eigentlich die Aufsicht über die Fahrt dieses Schiffes führen sollten, und Dover nichts weiter als dem Nahmen nach Befehlshaber war, so willigte er zuletzt ein. Die Mannschaften der verschiedenen Schiffe wurden gleichfalls ein wenig mehr ausgeglichen; und nachdem alle Streitigkeiten beygelegt worden, trank man auf die glückliche Beendigung der noch bevorstehenden Fahrt und die wohlbehaltene Ankunft in Großbritannien. Im Fall die Schiffe auf der langen Strecke, die sie zurückzulegen hatten, sich von einander trennten, war Guam zum Versammlungsort bestimmt.

Die Manilla-Schiffe führen, im Allgemeinen, eine viel reichere Ladung, als die Prise, welche den Engländern an dieser Küste in die Hände fiel. Wie es scheint, hatte sie lange Zeit auf die mit seidenen Zeugen beladenen chinesischen Junken gewartet; weil diese aber zu lange außen blieben, befrachtete man sie mit gröberen Artikeln. Verschiedene von den Gefangenen versicherten dem Capitain Rogers, es sey gar nichts ungewöhnliches, daß eines dieser Schiffe eine Ladung von zehn Millionen Stücken von Achten an Werth führe; wäre daher nicht jener Umstand gewesen, so hätten sie allerdings eine sehr schätzbare Prise bekommen können.

Das größere Schiff anlangend, dessen Eroberung den Engländern nicht gelang, hatte Capitain Rogers späterhin Gelegenheit, mit einem Matrosen zu sprechen, dessen Erzählung dazu diente, das Mißvergnügen über den vereitelten Angriff zu mindern. Dieser Mensch hatte an Bord des spanischen Schiffes während des Gefechtes gedient, und er gab alle Umstände, die dabey Statt ge-

funden hatten, so genau an, daß seine Glaubwürdigkeit keinem Zweifel unterworfen blieb. Er sagte, daß es unmöglich gewesen seyn würde, das Schiff zu nehmen; denn der Kanonier habe die Pulverkammer nie verlassen, und erklärt, daß er das Sakrament darauf genommen habe, das Schiff in die Luft zu sprengen, im Fall es die Engländer entern würden; und dieser verzweifelte Entschluß habe die Mannschaft zu einer rasenden Gegenwehr getrieben.

Am zehnten Januar verließen die Engländer Porto Seguro, verloren aber das Land nicht eher als am zwölften aus dem Gesichte. Von der Mannschaft befanden sich verschiedene in einem schwachen Zustande, ausser dem Capitain Rogers und Vanburgh, und den übrigen Verwundeten. Uiberdieß bekamen die Leute knappe Portionen; und als einige sich an den Lebensmitteln, wozu sie kommen konnten, vergriffen, wurden sie, so gern man ihnen auch unter günstigeren Umständen nachgesehen haben würde, zur Warnung anderer mit einiger Strenge bestraft.

Die Fahrt ward mit günstigem Winde fortgesetzt, und am zehnten März e blickten sie Serpana und Guam, zwey zu den Ladronen gehörige Inseln. Am Tage darauf steuerten sie nach der letztern zu, nachdem sie den ganzen Tag über von den Eingebohrnen in verschiedenen Proas umschwärmt worden, welche mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit vorbey fuhren, aber sich nicht bewegen ließen an das Schiff zu kommen.

Weil sie sich jetzt schlechterdings genöthiget sahen, sich einen Vorrath von Lebensmitteln, besonders Brod und Mehl zu verschaffen, womit sie nur noch auf vierzehn Tage, und zwar zu knap-

pen Portionen versehen waren, so beschloß man, einige Eingebohrne an Bord zu bringen, und als Geiseln zurückzubehalten, im Fall man genöthiget seyn sollte, einige von der Mannschaft abzusenden, um mit dem Gouverneur zu unterhandeln.

Man bemächtigte sich mithin zweyer Spanier, welche die Engländer begrüßten und an Bord kamen, während die Schiffe unter spanischer Flagge in den Hafen fuhren. Der eine wurde als Geisel zurückbehalten, der andere aber mit den Dollmetschern und einem Briefe an den Gouverneur des Ortes abgeschickt. Die Engländer bathen darin um Erlaubniß, Proviant und Erfrischungen auf friedliche Weise einkaufen zu dürfen; sie erbothen sich, nicht nur promte Zahlung dafür zu leisten, sondern sich auch in jeder andern Rücksicht als Freunde zu betragen; widrigenfalls droheten sie, wenn ihnen ihr Gesuch abgeschlagen werden sollte, zu offenen Feindseligkeiten zu schreiten.

Am Morgen darauf wurde die Pinnasse der Herzoginn an das Ufer mit einer Stillstandsflagge geschickt. Gegen die Mannschaft derselben äußerten die Eingebohrnen die freundschaftlichste Aufmerksamkeit; auch versprachen sie so viel Lebensmittel, als sie entbehren könnten, herbeyzuschaffen, wenn der Gouverneur seine Einwilligung dazu gäbe.

Um Mittag kehrte einer von den Dollmetschern nebst drey Spaniern zurück, welche eine Antwort vom Gouverneur überbrachten, der sich bereitwillig zeigte, die Schiffe mit allem zu versehen, was die Insel zu liefern im Stande war. Um diese Artigkeit zu erwiedern, schickte jedes Schiff Deputirte, welche dem Gouverneur ihre

Auf-

Aufwartung machten, und ein schönes Geschenk für sein gütiges Anerbiethen verehrten.

Den Tag darauf begaben sich verschiedene Officiere in der Pinnasse an das Ufer, wohin sie der Gouverneur zu einem Gastmahle hatte einladen lassen. Man empfing sie mit aller erdenklichen Achtung und Freundschaft: zwey hundert Mann waren aufmarschirt, um sie beym Landen zu bewillkommen; und die Officiere und die Geistlichkeit der Insel bildeten einen Zug, und führten sie zu dem Pallast des Gouverneurs, einem schönen Gebäude, wenn man auf die Lage der Insel und die Beschaffenheit des Gouvernements Rücksicht nimmt.

Bey dem Gastmahle gab es wenigstens sechzig Schüsseln; und als die Engländer Abschied nahmen, begrüßte man sie mit einer Salve aus dem kleinen Gewehre. Aus Dankbarkeit für diese ehrenvolle Behandlung schenkten sie dem Gouverneur zwey Negerknaben in reicher Liverey, zwanzig Yards scharlachrothe Serfche und sechs Stück Kammertuch, womit er höchst zufrieden zu seyn schien. —

Die Insel Guam, welche schon oft beschrieben worden, dient als ein bequemer Aufenthalt für die Officiere und die Mannschaft des Acapulco-Schiffes, während sie auf ihrer Fahrt nach Manilla hier verweilen, um Bedürfnisse und Erfrischungen einzunehmen. Jetzt gab es gegen drey hundert Spanier auf dieser und den benachbarten Inseln; und die meisten von den Eingebohrnen hatten die christliche Religion angenommen. Sie hatten acht Priester, wovon sechs, außer ihren

gewöhnlichen Functionen, auch noch den Schulunterricht besorgten.

Guam erzeugt die Brotfrucht, Cocosnüsse und mehrere treffliche Früchte, deren einige hier zwar nicht einheimisch sind, aber erstaunenswürdig gedeihen. Die Indigo-Pflanze wächst wild in Uiberfluß, und wären die Eingebohrnen fleißig, so ließe sich daraus ein sehr vortheihafter Handelszweig machen. Die Einwohner besitzen eine Menge von Rindvieh und Schweinen; und alle Klassen schienen sehr bequem von den freywilligen Producten des Landes, bey weniger Arbeit und noch wegern Sorgen zu leben.

Die Residenz des Gouverneurs findet sich in der Nähe eines kleinen Dorfes und Klosters; und dieß ist die Hauptniederlassung der Spanier auf diesen Inseln. Zu der Zeit, da die Engländer Guam besuchten, wohnten daselbst nur vier spanische Frauenzimmer. Geld sieht man selten; denn da die Einwohner sich auf die Freygebigkeit der Natur verlassen, so können sie vom Gelde nur wenig Gebrauch machen.

Die eingebohrnen Indianer sind ein gesunder und starker Menschenschlag von dunkler Olivenfarbe. Sie gehen ganz nackt, ausgenommen ein kleines Stück Zeug, welches sie aus Schamhaftigkeit tragen. Die Weiber zeigen sich in einem kurzen Rocke. Die Mannspersonen wissen mit vieler Geschicklichkeit ovale Thonstücke zu werfen, die so hart wie Marmor gebrannt sind; und mit diesen sind sie im Stande einen Menschen in beträchtlicher Entfernung zu tödten.

Am achtzehnten stellten die Engländer am Bord des Herzoges eine Lustbarkeit an, wozu ihre Officiere und vier Spanier aus dem Gefolge des Gou-

verneurs eingeladen wurden. Capitain Rogers bewirthete seine Gäste so gut, als es Zeit und Ort erlauben wollte; er unterhielt sie mit Musik, und man tanzte bis Mitternacht, worauf Alle sehr zufrieden aus einander gingen.

Da man es für billig hielt, sich gegen den Geschäftsträger des Gouverneurs für die Mühe, die ihm das Herbeyschaffen des Proviants verursacht hatte, dankbar zu bezeigen, so bekam er eine Vergütung, womit er vollkommen zufrieden war. Für die gelieferten Lebensmittel erhielt er noch einmahl so viel, als der Werth derselben seiner Meinung nach betrug, was er eigenhändig bescheinigte.

Nachdem dieß Geschäft auf friedliche Weise beendiget worden, beschloß man in südwestlicher Richtung unter Segel zu gehen, um aus den Inseln herauszukommen; dann wollte man gerades Weges nach Mindanao, und von da nach Ternate steuern.

Mittlerweile wurde ein alter Spanier, Nahmens Antonio Gomez Figuero, an das Ufer gesetzt, welchen die Engländer in der Südsee zu Anfange der Fahrt gefangen genommen hatten. Anfangs war man Willens, ihn mit nach England zu nehmen, damit er die Vertheilung der Prisen erleichtern möchte; weil er sich aber sehr krank befand, so ließ man sich ein von ihm eigenhändig geschriebenes Certificat geben, worin er erklärte, daß er die Wegnahme verschiedener, den Unterthanen Philipps des Fünften, Königes von Spanien, gehöriger Prisen gesehen habe u. s. w. Der alte Mann bekam, als man ihn zurückließ, einige Kleidungsstücke und andere Nothwendigkeiten, und wurde der Pflege des Vicegouverneur zu Guam empfoh-

len. Zuletzt schenkte noch der Gouverneur dem Capitain Rogers eine von den fliegenden Proas dieser Inseln, welche seiner Versicherung nach zwanzig Meilen in einer Stunde zurücklegten. Dieß mochte nun wohl übertrieben seyn; indessen ist doch so viel gewiß, daß die Schnelligkeit dieser Fahrzeuge fast allen Glauben übersteigt.

Am ein und zwanzigsten März gingen die Engländer unter Segel, und hatten bald darauf mit einigen Stürmen zu kämpfen. Um die Mitte des Aprils erblickten sie wieder Land, welches sie für das östliche Ende von Celebes hielten. Hier trafen sie auf drey Wasserhosen, wovon eine beynahe über den Marquis zerplatzt wäre; aber als die Herzoginn darauf feuerte, zerriß sie, ohne einigen Schaden zu verursachen.

Bald darauf entdeckten sie wieder Land, das ihnen Gilolo zu seyn schien. In dieser ungewissen Lage fuhren sie bis zu Ende des Monaths fort, und fanden noch überdieß zu ihrem großen Mißvergnügen den Herzog so leck, daß es Mühe kostete ihn flott zu halten.

Capitain Dampier, welcher zwey Mahl diese Seen befahren hatte, machte sie sehr durch die Versicherung muthlos, daß es unmöglich seyn würde, Erfrischungen zu bekommen, wofern sie nicht die Insel Ternate erreichen könnten. Uiberdieß verursachten jetzt die knappen Portionen, worauf man sich beschränken mußte, großes Murren, und die Officiere sahen sich genöthiget, wollten sie anders schlimmen Folgen vorbeugen, ihren Leuten etwas nachzugeben. So wenig vermag man etwas mit Erfolg wider den Hunger auszurichten.

Nach verschiedenen geringfügigen Ereignissen erblickten sie am fünf und zwanzigsten May einige

Inseln bey Bouton. Man sendete die Pinnassen an das Ufer, und diese kamen bald mit einer Menge Cocosnüsse zurück, und berichteten, daß die Eingebohrnen, die malayisch sprachen, sich sehr artig betragen hätten.

Die Schiffe suchten nun einen Ankergrund zu finden, aber umsonst. Der Herzog sondirte mit einer Schnur von achtzig Faden, und sein Bugspriet stieß beynahe an das Ufer, ohne daß sich Grund entdecken ließ. Zuletzt zeigten ihnen die Eingebohrnen eine Bank, wo sie sich vor Anker legen konnten. Mittlerweile näherten sich verschiedene Canots mit Geflügel, indianischem Korn und Früchten, wofür die Engländer Waaren gaben. Einige Officiere, die an das Land in der Jölle und Pinnasse fuhren, fanden bey dem Könige der Gegend und seinen Großen eine günstige Aufnahme, und erhielten das Versprechen, daß man die Engländer gern mit dem Nöthigen versorgen wolle. Seine Majestät sowohl als sein Gefolge gingen barfuß, und hatten am Körper keine andere Bedeckung, als ein Stück Zeug, das um den Unterleib herumgewickelt war.

Nachdem die Schiffe um die Vorgebirge herum gekreuzt und drey bis vier Tage lang sondirt hatten, ließen sie zuletzt in tiefem Wasser die Anker fallen. Das Boot des Herzogs, welches an das Ufer geschickt worden, kehrte um diese Zeit mit einigen Malayen in einem Canot zurück, die man durch Geschenke gelockt hatte an Bord zu kommen; aber weil es an einem Dollmetscher fehlte, so konnte man aus ihren Nachrichten keinen Nutzen ziehen. Capitain Dover hatte zwar einen in seinem Schiffe, aber er wollte ihn, so sehr man ihn auch brauchte, schlechterdings nicht hergeben,

und die Eingebohrnen ließen sich nicht bewegen, an Bord dieses Schiffes zu gehen. Mit großer Ungeduld wünschten sie ihre Entlassung, und Süßigkeiten, die man ihnen reichte, vermochte so wenig, als andere ähnliche Mittel, sie zu beruhigen. Als sie Abschied nahmen, machten sie den Engländern Zeichen, und wiesen nach dem Lande, indem sie Bouton ausriefen.

Dampier war sonst durch diese Straße gesegelt, aber mit der Lage der Stadt war er durchaus unbekannt. Man beschloß daher, ihn mit dem Dollmetscher in einer wohl bemannten Pinnasse abzuschicken, damit sie die Stadt aufsuchten, dem Beherrscher von Bouton ihre Aufwartung machten, und ihn um die Erlaubniß bäten, Lebensmittel einhandeln zu dürfen. Um die Botschaft feyerlicher zu machen, begleiteten sie Vanburgh und Connely.

Am dreyßigsten kam eine Proa von Sr. Majestät nebst einem Edelmann am Bord, ohne Schuhe und Strümpfe, und einem Lothsen, welcher die Schiffe näher an die Stadt bringen sollte. Die erste Frage, welche dieser indische Grand an die Engländer that, war, wie sie es wagen dürften, ohne Erlaubniß an den Küsten der Herrschaft des großen Königes von Bouton vor Anker zu gehen. Inzwischen that er diese Frage mehr, um seine Autorität sehen zu lassen, als um sie in Ausübung zu bringen; denn er brachte zugleich vom Könige einige Geschenke von gestreiftem Zeuge, Arrak und Reis, und von den gelandeten Officieren einen Brief, worin sie die günstige Aufnahme, die sie auf der Insel gefunden hatten, meldeten.

Man gab dem königlichen Boten ein passendes Gegengeschenk; und als er Abschied nahm, wurde er von jedem Schiffe mit einem Kanonenschusse begrüßt. Uiber dieses Zeichen von Achtung schien er sehr erfreut.

In der kleinen Insel Sampo nahmen die Engländer Holz und Wasser ein. Hier kamen zu ihnen verschiedene Proas mit Vögeln, Früchten und indianischem Korne, wofür sie Messer, Scheeren und Zeuge gaben. Diese Indianer waren sehr gesittet, verkauften aber ihre Waaren theuer; wahrscheinlich weil sie wußten, daß sie unumgänglich nöthig waren.

Der Gedanke an die charakteristische Verrätherey der Malayen fing die am Bord zu beunruhigen an, als das Detaschement von der Küste nicht so schnell zurückkehrte, wie man erwartete. Doch am fünften Junius brachte die Pinnase der Herzoginn Connely mit der angenehmen Nachricht zurück, daß vier Lasten Reis abgesendet würden, welche vom Könige für sechs hundert Thaler gekauft worden, und daß Vanburgh als Geisel für die Bezahlung noch zurückbliebe.

Den Morgen darauf traf der Reis ein, und wurde unter die vier Schiffe gleich vertheilt. Die stipulirte Summe zahlte man an die königlichen Beamten. Nach dieser Verhandlung fingen die Lebensmittel an in größerer Menge und um billigere Preiße zu kommen.

Bouton liegt auf dem Abhange eines Berges, an dessen Spitze sich ein Fort befindet, welches mit einer alten steinernen Mauer umgeben ist, und mit Kanonen und Drehbassen vertheidigt wird. Der König und viele von seinen Unterthanen wohnen im Fort, und täglich wird daselbst ein Markt von

Vegetabilien gehalten. Sr. Majestät hat fünf Gemahlinnen außer mehreren Beyschläferinnen, und vier Mann, Pury Bassas genannt, welche große Röhre mit silbernen Knöpfen als Zeichen ihres Amtes tragen, sind bestimmt, die Geschäfte des Harems zu besorgen.

Der Souverain trug über den Haaren eine mit Fittern besetzte Bedeckung von grüner Gaze, und glich in seinem Anzuge überhaupt einem holländischen Schiffer. Er geht gewöhnlich mit bloßen Füßen und Unterschenkeln; wenn er aber die Staatskleidung anlegt, trägt er einen langen Oberrock von Calico über seinem gewöhnlichen kurzen Wammes. Sein Thron oder Staatsstuhl ist mit rothem Tuche bedeckt, und er läßt sich immer von einem Sergenten und sechs Mann mit Musketen begleiten. Drey andere tragen die verschiedenen Insignien der königlichen Würde. Zu seinen Füßen finden sich vier Sclaven: einer hält seine Betelbüchse, ein anderer eine brennende Lunte, ein dritter die Büchse zum Tabakrauchen, und ein vierter den Spucknapf. Die ihm Tribut zahlenden Könige und seine Großen haben nach Verhältniß ihres besondern Ranges ihre Stationen; und alle behandeln den Souverain von Bouton mit der ceremoniösesten Aufmerksamkeit.

Die Stadt ist gut bevölkert; und da sie an den Ufern eines schönen Flusses erbaut ist, so fahren in ihrer Nachbarschaft unzählig viel Boote umher. Nicht weniger als funfzig Inseln sind diesem Fürsten tributär; und er sendet jährlich einige Proas zu ihnen, um die Abgaben einzusammeln. In Bouton gibt es nur eine Moschee. Die Einwohner waren außerordentliche Freunde von Musik.

Nachdem alles zu den Schiffen zurückgekehrt war, und man sich bey dem Könige auf das freundschaftlichste beurlaubt hatte, beschloß man die Fahrt fortzusetzen. Die Schiffe gingen also unter Segel, und erreichten am nächst folgenden Tage drey Inseln nordwärts von Zalayer. Am zehnten trafen die Pinnassen mit einem kleinen Fahrzeuge zusammen, das von Macassar nach Celebes fuhr. Der Befehlshaber desselben versprach die Engländer nach Batavia zu führen, wenn es den Holländern nicht verrathen würde. Unter seiner Leitung passirten sie die Straße von Zalayer und erreichten den südlichsten Theil von Celebes. Binnen wenig Tagen erblickten sie Batavia, und gingen bald hernach auf der Rhede vor Anker.

Nie bemerkte man eine größere Veränderung bey der Mannschaft der Schiffe, als jetzt Statt fand. Diejenigen, welche noch vor wenig Stunden sich um die ersten Bedürfnisse zankten, schwelgten nunmehr, und glaubten sich in dem irdischen Paradiese zu finden. Capitain Rogers sagt, daß er über ihr Benehmen ganz in Erstaunung gerathen sey. Anstatt sich kümmerlich Brot und Wasser zu verschaffen, ward nur darüber gestritten, wer die Mühe übernehmen sollte, ihre leckeren Gerichte oder ihr Lieblingsgetränke, Punsch, zuzubereiten.

Nach der Rechnung der Engländer war es Mittwoche oder der ein und zwanzigste Junius, als sie zu Batavia landeten; allein nach der Rechnung der Holländer Donnerstag oder der zwey und zwanzigste Junius. Dieser Unterschied in der Zeitrechnung findet unabänderlich Statt, wenn man die Erdkugel umschifft.

Bald nach ihrer Ankunft warteten die Befehlshaber dem Gouverneur auf, welcher, nachdem er

ihre Bestallung mit der kleinlichsten Aufmerksamkeit untersucht und als gültig befunden hatte, ihnen alle mögliche Unterstützung versprach. Allein damit schien er es nicht ernstlich zu meinen; denn es kostete viel-Mühe, ehe die Engländer Erlaubniß erhielten, ihre Schiffe zu kalfatern. Indessen durften sie am drey und zwanzigsten Julius nach Horn-Insel zu diesem Behufe sich begeben. An Lebensmitteln war zwar Uiberfluß; aber sie waren außerordentlich theuer, und niemahls erhielten die Engländer, um diesen Unfug abzustellen oder sonst Beystand auszuwirken, eine Audienz beym Gouverneur, wenn sie nicht zuvor seinen Secretär und die Garden bestachen.

Horn-Insel war zu der Absicht, die Schiffe zu kalfatern, sehr unbequem; aber man wollte den Engländern nicht erlauben, dieß zu Unherst zu thun, wo die Holländer ihre eigenen Schiffe kalfatern. Eben so wenig konnten die Engländer den Beystand holländischer Arbeiter dazu erhalten, so daß sie sich genöthigt sahen, Malayen zu gebrauchen. Um diese unfreundliche Behandlung vollkommen zu machen, verbot der Gouverneur den Holländern, den Marquis zu kaufen, welchen die Engländer jetzt feil boten; weshalb sie sich genöthigt sahen, das Schiff an den ersten besten englischen Käufer um weniger als seinen halben Werth wegzugeben.

Capitain Rogers erhielt in diesem ungünstigen Himmelsstriche seine Gesundheit nur sehr langsam zurück. Während er zu Batavia lag, wurde aus seinem Backen eine Flintenkugel gezogen, die man irriger Weise für ein Stück der Kinnlade gehalten hatte; und aus der Ferse zog man auch verschiedene Splitter. Die Witterung war im höchsten

Grade heiß, so lange die Engländer hier blieben, und deßhalb wurden mehrere von den Officieren und von der gemeinen Mannschaft krank. Der Schiffsmeister des Herzogs, der Kanonier der Herzoginn und verschiedene Gemeine starben an der Ruhr. Ein junger Mann, Nahmens Johann Read, welcher zu der Herzoginn gehörte, und sich in die See, um zu schwimmen, wagte, verlor durch den Biß eines Hayes beyde Unterschenkel; und ehe er an Bord gezogen werden konnte, riß ihm dasselbe gefräßige Thier den untern Theil des Bauches weg, da er denn unmittelbar den Geist aufgab.

Ungefähr vor zehn Jahren, ehe Capitain Rogers hierher kam, war daselbst ein Erdbeben gewesen, welches einen Theil der Berge in der Nachbarschaft von Batavia umstürzte, und den Lauf des Flusses veränderte, so daß die Kanäle in der Stadt und um dieselbe herum bey weitem nicht mehr so bequem noch so tief wie ehemahls waren. In der That wird die schon von Natur ungesunde Luft durch das stockende Wasser, so wie durch den Mangel an Policey und durch Vernachlässigung der Reinlichkeit noch weit ungesunder. Indessen ist Batavia ein sehr prächtiger Ort, und der Sammelplatz für die orientalischen Reichthümer der Holländer.

Nachdem ein Vorrath von Proviant eingenommen worden, und die Officiere und Gemeinen sich mit dem Nöthigen für die weite Fahrt, die sie nun antreten wollten, versehen hatten, gingen die Schiffe von Batavia am vierzehnten October unter Segel. Am Abend des neunzehnten bekamen sie einen fürchterlichen Sturm mit Donner und Blitz. Einige von der Mannschaft, die man

auf Java in der Pfeffer-Bay ans Land sendete, um Büffel zu tödten, wurden durch Tiger erschreckt, und einer von ihnen hätte beynahe sein Leben durch diese reissenden Thiere verloren. Der einheimische König benahm sich gegen die Engländer mit vieler Artigkeit, und ertheilte ihnen willig die Erlaubniß, die Producte des Landes gegen europäische Waaren eintauschen zu dürfen.

Als das Geschwader die Pfeffer-Bay verlassen hatte, ereignete sich nichts wichtiges, bis die Engländer das Vorgebirge der guten Hoffnung erreichten, wo sie am achtzehnten December vor Anker gingen. Sie fanden in der dasigen Bay nur ein englisches Schiff, aber verschiedene holländische.

Da man Bedenken trug, ohne Bedeckung unter Segel zu gehen, und doch auch nicht gern warten wollte, bis die holländischen Schiffe eine erhielten, so schlug Capitain Rogers seinen Kollegen vor, geradesweges nach Brasilien zu fahren, wo sie einige leicht verderbliche Waaren sehr vortheilhaft verkaufen konnten, und nicht wohl zu fürchten hatten, mit einem stärkeren Feinde zusammen zu treffen; hernachmahls aber nach Bristol durch den nördlichen Kanal zu segeln. Dieser, allem Anschein nach so ausführbare und sichere Vorschlag wurde aus Mangel an Uibereinstimmung verworfen; und die Majorität beschloß, auf die holländische Flotte zu warten, und mit ihr in Gesellschaft abzusegeln.

Zu Folge dieses Entschlusses mußte man bis zum sechsten April 1711 verweilen, ehe man das Vorgebirge der guten Hoffnung verlassen konnte. Die gesammte Flotte bestand aus sechzehn holländischen und neun englischen Schiffen. Man beobachtete die strengste Disciplin, und leistete den wil-

ligsten Gehorsam dem holländischen Admiral, ob er gleich seinem eigentlichen Range nach nur Capitain eines Ostindienfahrers war. Aber er war ein Mann von Kenntnissen und Humanität, und äußerte große Achtung und Aufmerksamkeit gegen die unter seinem Befehl stehenden Engländer, indem er gelegentlich ihre Officiere in Gesellschaft mit den holländischen bewirthete.

Am vierundzwanzigsten Julius sahen sie zwey Schiffe, wovon das eine dänisch war, und nach Irland segelte. Mit diesem sprachen sie. Sie erfuhren von ihm, daß die holländischen Kriegsschiffe bey Shetland kreuzten, um die Convoy zu decken. Mit diesem Schiffe schickte Capitain Rogers Briefe an seine Interessenten.

Am Morgen darauf entdeckten sie Fair-Insel und Foul-Insel bey Shetland, und sogleich kamen die Kriegsschiffe zum Vorschein. Den nächstfolgenden Tag vereinigten sich alle Schiffe, und man begrüßte sich einander. Die Einwohner der Shetland-Inseln kamen mit Fischen und andern Lebensmitteln, die sie bringen konnten, herbey. Den siebzehnten schrieben die englischen Capitaine an ihre Interessenten, daß sie ihren Lauf nach dem Texel nähmen, wo sie eine englische Convoy anzutreffen hofften.

Den dreyundzwanzigsten gab der Commodore ein Signal, daß er Land erblicke, und noch an demselben Tage fuhr die Flotte in den Texel. Die Holländer feuerten alle ihre Kanonen ab, und die Engländer begrüßten den Commodore und die Flagge verschiedene Mahle mit allem ihrem Geschütze. Hier blieben sie bis zum zweyundzwanzigsten September liegen, indem sie verschiedene Anordnungen trafen, aber auch zugleich voller Ungeduld, nach

England zurückzukehren. Endlich am zweyten October trafen sie wohlbehalten in den Dünen ein, nachdem sie auf der Umschiffung der Erdkugel drey Jahre und zwey Monathe zugebracht hatten.

Dieser Expedition unsers Woodes Rogers verdankte man es, daß der Geist, in der Südsee Kaperey zu treiben, nicht ganz in England verloren ging, wo man mit vieler Kunst die Meinung zu verbreiten gesucht hatte, als ob nur Buckaniere in jener Weltgegend mit einigem Vortheile agiren könnten. Aber der Ausgang dieser Reise überzeugte auch die am meisten dagegen eingenommenen, daß, unter gehöriger Anführung, die gewöhnliche Art Krieg zu führen mit dem besten Erfolge gegen die Spanier anwendbar ist; und so oft Großbritannien mit dieser Nation kämpfen muß, dürfte es für den unmittelbaren Gewinn sowohl als für das Staatsinteresse wichtig seyn, sie in ihrem schwächsten Theile, den amerikanischen Besitzungen, anzugreifen.

Peter Kolben's Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Kolben war ein Mann von Bildung und ein Gelehrter. Die Natur ertheilte ihm die zum zweckmäßigen Reisen erforderlichen Eigenschaften, und die Erziehung, die ihm zu Theil geworden war, setzte ihn in den Stand, das was er beobachtete auch beschreiben zu können. Seine Nachricht von den Hottentotten ist lange Zeit wegen ihrer Genauigkeit und Zuverlässigkeit geschätzt worden, und bildet die Grundlage später erschienener Beschreibungen dieses Volkes; und obgleich die Reisenden neuerer Zeiten einen Theil seiner Bemerkungen durch genauere Angaben aus besseren Quellen unbrauchbar gemacht haben, so wird doch seine Reisebeschreibung immer eine Stelle in jeder bedeutenden Sammlung dieser Art behaupten können.

Wenn ein zum Beobachten und zum Schreiben so gut geeigneter Mann, wie Kolben war, seine Erzählung selbst verfaßt hat, wäre eine Veränderung seiner Manier oder seines Styles eine Ungerechtigkeit gegen unsere Leser. Wir werden uns

daher nur solche Abweichungen oder Auslassungen erlauben, welche Kolben selbst getroffen haben würde, wenn er noch lebte und für das gegenwärtige Publikum schriebe.

Da ich, sagt unser Verfasser, schon in meinen frühen Jahren das heisseste Verlangen zu reisen gefühlt hatte, so kann man sich leicht vorstellen, welch eine außerordentliche Freude ich empfand, als mein großmüthiger Gönner, der Baron von Krosick, Geheimerrath des Königs von Preußen, dessen Secretair ich war, mir ankündigte, daß, wenn ich es billigte, er mich auf seine Kosten nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung senden wollte, damit ich astronomische Beobachtungen in diesem entfernten Ende Afrikas anstellen möchte. Mit dem innigsten Gefühle der Dankbarkeit nahm ich dieses gütige, von mir nicht verlangte Anerbieten an; und nachdem mein edler Patron ein jährliches Solair zu meinen Unterhalte ausgesetzt hatte, traf ich zu meiner Reise die nöthigen Vorbereitungen. Von Berlin begab ich mich nach Amsterdam, wo ich an Bord der Union ging, eines der holländischen Ostindienfahrer, welche damahls im Texel lagen.

Am achten Januar 1705 ging die Union nebst noch acht Compagnie-Schiffen, die nach Ostindien bestimmt waren, unter Segel. Als wir am dreyzehnten März um St. Jago, eine von den capverdischen Inseln, steuerten, konnten wir die Felsen und Berge, so wie die Lage und Ausdehnung der gleichnamigen Stadt deutlich erkennen.

Nachdem wir das Schloß des Hafens von Praya mit funfzehn Kanonenschüssen, worauf uns mit gleich vielen geantwortet ward, begrüßt hatten, besuchte uns ein Portugiese in Gesellschaft eines schwarzen Paters. Der letztere hatte auf der

Uni-

Universität zu St. Jago studiert und die Weihe empfangen, um die Bekehrung seiner Landsleute desto mehr zu befördern. Man nahm beyde am Bord gastfreundschaftlich auf, und der Pater aß, unter andern, wenigstens zwey Pfund holländischen Käse, und trank eine erstaunenswürdige Menge Branntwein; worauf er sang, tanzte und so viele Albernheiten sich erlaubte, daß er uns alle, so ein schlechter Priester er auch seyn mochte, doch von seinen trefflichen Talenten zum Hannswurst überzeugte.

Beym Weggehen lud der Pater einige von uns ein, bey ihm zu Mittage zu speisen, und seine schöne Bibliothek, wie er sie nannte, in Augenschein zu nehmen. Die Einladung ward angenommen, und zwey Tage darauf besuchten wir ihn in seinem Hause, wo er uns freundschaftlich aufnahm, und so gut als er nur immer konnte, bewirthete. Er zeigte uns mit großer Selbstzufriedenheit seine Bibliothek, die aber nur aus einem Codex des bürgerlichen Rechtes, (wovon er, wie er uns zu verstehen gab, Doctor war) einigen Legenden und ein Paar Breviarien bestand.

Am achtzehnten machten wir dem Gouverneur im Schlosse unsere Aufwartung. Er stellte uns seiner Gemahlinn vor, die in ihrem Zimmer mehrere Damen bey sich hatte, und uns mit vieler Artigkeit empfing. Sie bewirthete uns mit Brot, Butter und Käse, wogegen wir ihr etwas Tobak schenkten, welchen sie nebst ihrer Gesellschaft in unserer Gegenwart zu rauchen anfing.

Während unseres Aufenthaltes zu Praya hatten wir den Einfall, St. Jago besuchen zu wollen; aber man rieth uns von diesem Vorhaben ab. Die Wege dahin waren, wie man uns sagte, steil

und rauh, und der Fußboden, aus Mangel an Regen, so heiß und verbrannt, daß die Sclaven zuweilen unterweges, weil sie keine Erfrischung fanden, in Ohnmacht fielen.

Mittlerweile versorgten sich die Schiffe mit Holz, Wasser, frischen Lebensmitteln und allen Arten einheimischer Früchte. Diese waren hier so außerordentlich wohlfeil, daß ich hundert süße Pomeranzen für ein halbes Papier Stecknadeln, und fünf fette Vögel für die andere Hälfte erhielt.

Wir verließen den Hafen von Praya am neunzehnten März. Nachdem wir verschiedene Stürme mit Donner und Blitz gehabt hatten, wurden am neunten April alle am Bord durch einen heftigen Blitzstrahl in Schrecken gesetzt, auf welchen ein Knall folgte, wie wenn eine Kanone abgefeuert würde. Der Capitain, der so eben in der Cajüte frühstückte, und der Meinung war, daß jemand die Freyheit sich genommen habe, eine Kanone zu lösen, sprang voller Zorn auf, um den Thäter zu bestrafen; wie groß war aber nicht sein Erstaunen, als er den Fockmast durch den Blitzstrahl zersplittert sahe, wiewohl sonst kein Schaden angerichtet worden war. Als wir zu erwägen anfingen, daß eben unter diesem Maste die Pulverkammer lag, in welcher sich drey tausend Centner von dieser gefährlichen Waare fanden, entsetzte sich jedermann über die ausgestandene Gefahr; und hoffentlich gab es am Bord keinen, der nicht einiges Dankgefühl gegen den Urheber unserer Rettung empfand.

Den zehnten Junius entdeckten wir das Vorgebirge der guten Hoffnung, und am Tage darauf gingen wir im Hafen glücklich vor Anker. Ich wurde dem Gouverneur vorgestellt; und nachdem ich meine Empfehlungsschreiben vorgezeigt hatte,

nahm mich dieser Herr sehr freundschaftlich und gütig auf, und wies mir bald eine bequeme Wohnung an.

Ungeachtet das Vorgebirge der guten Hoffnung von den Portugiesen schon im Jahre 1493 entdeckt worden war, so landete doch keiner von dieser Nation daselbst eher, als fünf Jahre darauf, da der portugiesische Admiral Rio d' Infante, auf seiner Fahrt nach Ostindien, dort ans Ufer stieg. Als er nach Portugall zurückkam, mahlte er die Vorzüge der Gegend dem Könige Emanuel in so starken Farben, daß man beschloß, eine Niederlassung daselbst zu gründen; aber der Plan ward nicht unmittelbar in Ausführung gebracht.

Endlich nahm Francisco d' Almeida, Vicekönig von Brasilien, als er aus seinem Gouvernement mit einer Flotte nach Portugall zurückkehrte, seinen Weg über das Vorgebirge, ging daselbst vor Anker, und schickte eine Parthey an das Ufer, um Rindvieh einzuhandeln. Die Portugiesen wurden von den Eingebornen zurückgetrieben, und mußten sich zu ihren Schiffen flüchten. Man drang jetzt in den Vicekönig, die Leute wieder mit einer Verstärkung zu landen; und sich selbst nebst eilf Capitainen an ihre Spitze zu stellen. Almeida gab ungern nach, und schien den Ausgang der Unternehmung zu ahnen; denn als er das lange Boot bestiegen hatte, rief er mit niedergeschlagenem Blicke aus: „Ach, wohin führt ihr siebzig Jahre!" Dies war sein Alter.

Nach geschehener Landung weigerte sich ein Portugiese, einem Hottentotten ein Paar messingene Schnallen zu geben, welche er in den Schuhen trug, und die der Wilde gern haben wollte. Diese Weigerung galt dem Afrikaner als Beleidi-

gung, und es kam zwischen beyden zu einer blutigen Schlägerey. Die Hottentotten, die sich zugegen fanden, nahmen sich der Sache ihres Landsmannes an, und fielen über die Portugiesen mit solcher Wuth her, daß deren fünf und siebzig am Strande todt liegen blieben, worunter auch der alte Vicekönig war, indeß die übrigen in Verwirrung nach den Schiffen flüchteten.

Aufgebracht durch diese Niederlage und Schande, schworen die Portugiesen den Eingebornen Rache. Nachdem sie ihre Rachsucht zwey bis drey Jahre lang unterdrückt hatten, legte eine Flotte aus Ostindien daselbst an. Da nun die Portugiesen wohl wußten, welch einen hohen Werth die Eingebornen auf Messing setzten, so landeten sie eine große metallene, stark geladene Kanone, an deren Mündung sie zwey lange Seile befestigten. Die Hottentotten, außer sich vor Freude beym Anblick eines so großen Stückes von ihrem Lieblingsmetalle, ergriffen, wie ihnen die Portugiesen riethen, in großer Menge die zwey Seile, um die Kanone fortzuziehen. Als auf diese Weise ein großer Haufen der Wilden sich in zwey Reihen, ganz nach der Richtung des Schusses, hingestellt hatte, wurden sie plötzlich niedergeschossen. Das Blutbad war fürchterlich, und diejenigen, welche mit dem Leben davon kamen, flohen landeinwärts in der äußersten Bestürzung. Nach dieser That, welche den Portugiesen wenig Ehre machte, schifften sie sich, gesättigt mit Rache, wieder ein; und von diesem Zeitpunkte an ist der bloße Anblick des Feuergewehres für die Hottentotten eine Ursache des Schreckens geblieben.

Es fehlt uns an Urkunden, woraus sich darthun ließe, daß späterhin Europäer am Vorge-

birge der guten Hoffnung bis zum Jahre 1600 gelandet sind. Jetzt fing das Cap an, von den Franzosen, Holländern und Engländern auf ihren verschiedenen Fahrten nach und von Ostindien besucht zu werden. Doch erst im Jahre 1650, als eine holländische Flotte daselbst vor Anker lag, ward einer der Chirurgen darauf, Namens van Riebeck, durch die Bemerkung, daß das Land einen Ueberfluß an Vieh besitze, der Boden fruchtbar, der Hafen bequem und das Volk nachgiebig sey, zu einem Schritte veranlaßt, welcher die wichtigsten Folgen nach sich zog. Er brachte seine Beobachtungen in Ordnung, und legte sie, nach seiner Rückkehr in Holland, den Directoren der ostindischen Compagnie vor, welche nach reiflicher Erwägung den Entschluß faßten, eine Niederlassung am Cap ohne Zeitverlust zu gründen.

Man rüstete daher zu diesem Behufe unverzüglich vier Schiffe aus, welche man mit allen zu einer solchen Expedition erforderlichen Materialien, Werkzeugen und Künstlern versahe. Van Riebeck ward zum Gouverneur und Oberbefehlshaber der von ihm projectirten Kolonie ernannt, und erhielt Vollmacht, mit den Hottentotten zu unterhandeln, und alle Maßregeln zu treffen, welche er für gut finden würde.

Mit diesen vier Schiffen langte van Riebeck wohlbehalten am Cap an, und gewann durch seine Geschmeidigkeit, gute Laune und freygebige Vertheilung unbedeutender Geschenke den guten Willen der Eingebornen dermaßen, daß sogleich ein Vertrag abgeschlossen wurde. Für eine geringfügige Vergütung an Waaren, Likeuren und mancherley Tand, funfzig tausend Gulden an Werth, verkauften die Hottentotten ihre Unabhängigkeit,

räumten den Holländern das volle Recht ein, sich niederlassen zu dürfen, und traten ihnen einen ansehnlichen Strich Landes ab.

Als die Kolonie einmahl so fest gegründet war, wuchs sie binnen kurzer Zeit so sehr, daß die Holländer sich in wenig Jahren in neuen Niederlassungen längs der Küste ausbreiteten. Jetzt gibt es daselbst vier Hauptkolonien: die erste am Vorgebirge selbst, wo die großen Forts und die Hauptstadt, das Cap genannt, sind, in und bey welcher man viele schöne Gebäude antrifft; die zweyte ist Hellenbosch; die dritte Drakenstein, und die vierte die Waver-Kolonie. Um für das Wachsthum der Bevölkerung bey Zeiten zu sorgen, kaufte noch die Compagnie den ganzen Strich Landes, welcher unter dem Nahmen Terra du Natal bekannt ist, wofür sie allerhand Kleinigkeiten, dreyßig tausend Gulden an Werth, zahlte.

Wir kehren zu van Riebeck zurück. Dieser Gouverneur entwarf die weisesten Pläne, um seine junge Kolonie zu beschützen und auszudehnen, und in nichts verfuhr er einsichtsvoller, als in den Maßregeln, sich die Liebe der Eingebornen zu erwerben; eine Schutzmauer, die man sich durch keine Gewaltthätigkeit keine Macht verschaffen kann. Sobald die nöthigsten Gebäude aufgeführt worden, pflanzte er die aus Europa mitgebrachten Saamen in einem Stücke Landes, zwey Meilen landeinwärts, theils auf einem Hügel, theils in einem Thale, indem er den Boden in einen Weinberg, Baum-, Blumen- und Gemüßgarten eintheilte.

Da das Glück alle seine Unternehmungen krönte, both die Compagnie sechzig Acker Land einem jeden an, welcher sich am Cap niederlassen wollte; unter der Bedingung, daß der Ansiedler nicht nur

sein Gut drey Jahre lang baute, sondern auch eine gewisse Summe zur Unterhaltung der Garnison beytrüge. Nach Verlauf dieser Zeitfrist war es dann jedermann freygestellt, seine Ländereyen zu verkaufen oder sonst zu veräußern, und die Kolonie zu verlassen.

Aufgemuntert durch diese liberalen Anträge, und sogar mit allem nöthigen Geräthe und Ackerwerkzeuge versehen, wenn man sich nicht selbst damit versorgen konnte, wanderten große Haufen nach dem Cap aus, und die Kolonie gewann in kurzer Zeit ein bedeutendes Ansehen. Aber noch fand ein immer mehr wachsendes Uebel Statt, wogegen noch kein Mittel gebraucht worden war. Europäische Frauenzimmer waren sehr selten, und kein Pflanzer zeigte die mindeste Neigung, mit den eingebornen Weibern Verbindungen einzugehen. Ohne beständigen Zufluß neuer Ansiedler von außen würde daher die Kolonie in kurzer Zeit in Verfall gerathen seyn, hätte nicht die Compagnie einen starken Haufen junger Weiber zu Amsterdam angeworben, und an den Gouverneur des Caps abgeschickt, welcher sie dann unter die ledigen Mannspersonen mit aller Nachsicht vertheilte, die bey einer so außerordentlichen Gelegenheit gegen ihre verschiedenen Launen und Neigungen nur immer geäußert werden konnte.

Der größte Theil des Landes in der Nachbarschaft des Caps ist felsig und bergig; und da man ihn noch lange Zeit nach der ersten Entdeckung nur in einer Entfernung zu Gesicht bekam, so hielt man das Land für unfruchtbar und keines Anbaues fähig. Allein die geräumigen Gipfel der Berge sind mit fetten Wiesen bedeckt, und mit mannigfaltigen Blumen von außerordentlicher Schönheit und dem treffichsten Wohlgeruche geschmückt; und sie werden durch

viele herrliche Quellen bewässert, die sich durch die Thäler hinwinden. Bey heiterer Witterung erblickt man die Berge schon in einer Entfernung von funfzehn Meilen. An ihren Abhängen erheben sich zahlreiche Haine, welche treffliches Holz zum Tischler- und Drechsler-Gebrauch liefern. Die Landgegenden sind so schwelgerisch schön, daß sie jedes Auge bezaubern. Sie sind mit allem geziert, was zu verschönern, das Auge zu fesseln und die andern Sinne zu vergnügen im Stande ist.

Der Boden ist so ungemein fruchtbar, daß er eine jede Art des Anbaues verstattet: er trägt alle Arten von Getraide und jede Gattung von Früchten. Salz erzeugt sich in Ueberfluß; und warme mineralische Bäder, welche in vielen Krankheiten heilsam befunden worden, finden sich im Lande hier und da zerstreut. Inzwischen ist dieser Erdstrich stürmischen Winden ausgesetzt, welche meistens von Nordosten her wehen, so lange die Sonne in den südlichen Zeichen stehet, und von Nordwest, wenn sie sich in den nördlichen findet. So nachtheilig aber auch diese Winde den Bäumen und dem Getraide sind, so leisten sie doch auch auf der andern Seite die wesentlichsten Dienste: sie reinigen die Luft, und befördern hierdurch die Gesundheit, welche bey lange dauernder Windstille meistens leidet, aber mit der Rückkehr der gewöhnlichen Winde ihr Gleichgewicht wieder bekommt.

Die Capstadt*), die sich von der Küste nach

*) Es hat uns zweckmäßig geschienen, Kolben's Beschreibung von der Capstadt, wie diese vor hundert Jahren aussahe, unsern Lesern mitzutheilen. Die Ansicht eines Ortes zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Augen ist immer interessant; die Scene

dem Thale zu erstreckt, ist groß und regelmäßig gebaut; sie enthält mehrere breite Strassen mit schönen Häusern, die vorn mit geräumigen Höfen und hinten mit schönen Gärten geziert sind. Die Straßen, die Höfe an den Häusern, die Häuser selbst und alles an ihnen, sind im höchsten Grade nett und reinlich. Die Häuser sind mit Steinen gebaut; aber die meisten derselben haben, wegen der Heftigkeit der Ostwinde, nur Ein Stockwerk, und keines mehr denn höchstens zwey; auch sind sie, aus demselben Grunde, größtentheils nur mit Stroh gedeckt.

Die holländische ostindische Compagnie muntert hier sehr zum Bauen auf. Will jemand sich ein Haus bauen, sey es nun nahe an der Stadt oder auf dem Lande, so bekommt er unentgeltlich einen Platz angewiesen, der zu einem schönen Wohngebäude, zu den nöthigen Wirthschaftsgebäuden und zu Gärten völlig hinreicht.

Das Kastell ist ein sehr starkes und schönes Gebäude von großem Umfange, mit allen möglichen Bequemlichkeiten für die Garnison versehen, welche aus ungefähr zwey hundert Soldaten besteht. Durch seine Lage beherrscht es den Hafen und ist eine treffliche Festung. Die obern Beamten der Compagnie haben innerhalb der Ringmauer desselben sehr geräumige und schöne Wohnungen; und überdieß enthält es noch die sehr bequem eingerichteten Vorrathshäuser der Compagnie.

Die Kirche ist ein nettes prunkloses Gebäude, von Steinen errichtet, und sowohl das Schiff als der Thurm mit Stroh gedeckt. In der Stadt fin-

gewinnt ein neues Ansehen durch den Gesichtspunkt, in welchen sie gebracht wird.

det sich ferner ein Hospital für die Kranken, das vom Garten der Compagnie nicht weit absteht, und groß genug ist, um mehrere hundert Patienten zu fassen. Dieses Hospital ist von der äußersten Wichtigkeit, denn kaum langt am Cap ein Schiff, aus Europa oder aus Ostindien, an, das nicht eine bedeutende Anzahl Kranker am Bord haben sollte. So bald nun das Schiff vor Anker gegangen ist, schafft man die Patienten in das Hospital, wo sie anständige Wohnungen finden, und mit Vegetabilien, frischen Lebensmitteln und Arzneyen versorgt werden. Die bereits genesenden haben Erlaubniß, sich des Gartens der Compagnie zu bedienen, aus welchem das Hospital mit Wurzeln und Kräutern, sowohl zum Küchen- als arzneylichen Gebrauche, versorgt wird.

Dieser Garten ist vielleicht der außerordentlichste in der ganzen Welt; denn er besitzt alle die edeln Früchte, die herrlichen Blumen und die meisten schätzbaren Pflanzen, die sich in Asien, Afrika, und Amerika finden. Auch gibt es um die Stadt herum viele große und schöne Gärten, welche den Einwohnern angehören und in der trefflichsten Ordnung erhalten werden. Die unglaubliche Menge von Blumen am Cap erfüllt die Luft mit den köstlichsten Wohlgerüchen.

Die Capstadt enthält ein großes Gebäude, das Logis genannt, worin sich die Sclaven der Compagnie aufhalten, die hauptsächlich aus Madagascar kommen. Dieses Gebäude ist in zwey Abtheilungen für die beyden Geschlechter eingetheilt; auch enthält es ein großes Zimmer, wo die Sclaven ihr Essen bekommen und zu sich nehmen, und ein festes Gefängniß, wo man die Betrunkenen und Ungehorsamen einsperrt und bestraft.

Noch finden sich darin anständige Wohnungen für die Aufseher über die Sclaven, und auch eine Schule, worin man die Kinder derselben unterrichtet. —

Die Compagnie hat auch eine sehr schöne Reihe von Ställen, welche mehrere hundert Pferde fassen können. Hier wird eine große Anzahl trefflicher Pferde von persischer Zucht für den Dienst der Compagnie und den Gebrauch des Gouverneurs unterhalten, welcher unter sich einen Stallmeister und andere Unterbeamten mehr hat. Selbst der Leibkutscher desselben wird für eine bedeutende Person gehalten.

Die Regierung dieser Kolonie steht unter folgenden acht Kollegien. Das erste ist der große Policeyrath, welcher aus dem Gouverneur, der zugleich immerwährender Präsident ist, und acht Beysitzern — gewöhnlich den nächsten Oberbeamten im Dienste der Compagnie — besteht. Dieser Rath hat die Aufsicht über den Handel und die Schifffahrt, und korrespondirt nicht nur mit dem Gerichtshofe der Directoren in Holland, sondern auch mit der holländischen Regierung in Batavia und Ceylon; kurz, zu seinem Ressort gehört alles, was auf die Sicherheit und das Interesse der Kolonie Bezug hat.

Das zweyte ist das Justizkollegium, das meistens aus einerley Mitgliedern mit dem vorhergehenden besteht. Dieser Hof vernimmt und entscheidet alle bürgerliche und Criminalfälle von Wichtigkeit, welche unter den Europäern am Cap vorfallen. Ist aber ein Europäer, welcher nicht in Diensten der Compagnie steht, Kläger oder Beklagter, so nehmen die drey regierenden Bürgermeister, die jährlich aus solchen Personen erwählt

werden, welche die Compagnie nicht besoldet, an den Verhandlungen Antheil, um zu wachen, daß keine Partheylichkeit zu Gunsten der von der Compagnie abhängigen Personen Statt finde. Von den Rechtssprüchen dieses Hofes gehen die Appellationen an den Ober-Justizhof zu Batavia, so wie auch an das Oberhofgericht in Holland.

Das dritte ist ein kleiner Gerichtshof, welcher von dem vorigen dependirt, und bestimmt ist, Friedensbrüche zu bestrafen, und kleine Streitigkeiten über Mein und Dein beyzulegen. Er besteht aus einem Gliede des großen Rathes, drey Personen von der Bürgerschaft, und vieren von den unmittelbaren Dienern der Compagnie. Abschriften von allen Verhandlungen in diesem Gerichtshofe sowohl als in dem Justizkollegium werden von Zeit zu Zeit nach Holland geschickt.

Das vierte ist der Gerichtshof für Heirathen, welcher über alle Kontracte dieser Art unter den Europäern am Cap die Aufsicht führt, und dafür Sorge trägt, daß die Einwilligung der Eltern und Vormünder beyder Theile erfolge, und kein früherer Kontract oder Versprechen mit irgend einer andern Person Statt finde. Sind diese Puncte gehörig untersucht und in Richtigkeit gebracht, so erhält der Geistliche des Sprengels, wo Braut und Bräutigam wohnen, Vollmacht, die Verlobten aufzubiethen, und die Trauung zu verrichten. Dieses Kollegium besteht aus einerley Gliedern mit dem so eben gedachten kleinen Gerichtshofe.

Das fünfte ist die Kammer für die Waisen, welche aus dem Vicepräsidenten des großen Rathes, drey Beamten der Compagnie und drey Bürgern bestehet. Waisen von Vermögen dürfen

sich vor ihrem fünf und zwanzigsten Jahre hier nicht ohne Erlaubniß dieser Kammer verheirathen.

Das sechste ist das geistliche Kollegium, welchem das Regiment der drey reformirten Kirchen am Cap und die Aufsicht über die gehörige Verwendung der Almosen anvertraut ist. Es besteht aus den drey Pastoren, den zwey Aeltesten jeder Kirche, und zwölf Armeninspectoren, indem jeder Kirchsprengel deren vier hat. Dieses Kollegium wendet übrigens in der unpartheyischen Vertheilung der eingesammelten Almosen und frommen Stiftungen so große Sorgfalt an, daß man in der ganzen Niederlassung auch nicht einen einzigen Bettler gewahr wird.

Das siebente ist der Gemeinerath. In jeder Kolonie gibt es ein besonderes Kollegium dieser Art, das aus einer gewissen Anzahl Bürger besteht. In der Capstadt thut dieser Rath zu Gunsten der Bürger die Vorträge im großen Rathe, und treibt die Abgaben ein. Aber in den Kolonien vernimmt und entscheidet er alle bürgerlichen Rechtsfälle, die nicht über hundert und funfzig Gulden betreffen; auch untersucht und bestraft er die meisten Verbrechen, die innerhalb seines Gerichtsbezirkes begangen werden.

Das achte ist für das Kriegswesen bestimmt. Dieser Rath ist doppelt: der eine ist für die Capstadt, der andere für die Kolonieen.

Einige Schriftsteller haben die Hotentotten als so viehisch und alles Nachdenkens so unfähig geschildert, daß sie gar keiner religiösen Begriffe und keines Gefühls von Ordnung oder Anständigkeit empfänglich seyn sollen. Nach der Beschreibung solcher Schriftsteller besitzen sie auch nicht den geringsten Funken von Vernunft oder Menschlichkeit;

aber diese Schilderung ist durchaus falsch. Viele Hottentotten verstehen Holländisch, Französisch und Portugiesisch in einem hohen Grade der Vollkommenheit. Ich kenne einen, welcher Französisch und Portugiesisch in sehr kurzer Zeit lernte; und nachdem er sich die Fehler der Aussprache abgewöhnt hatte, die ihm von seiner Muttersprache Anfangs anklebten, versicherten Kenner, daß er beyde Sprachen mit einer erstaunenswürdigen Gründlichkeit und Leichtigkeit verstände und spräche.

Die Hottentotten sind vielleicht die treuesten Dienstboten in der ganzen Welt; und sie sind in dieser Hinsicht bey den Europäern so sehr beliebt, daß diese sie nur selten ohne Bedauern aus ihrem Dienste entlassen. So sehr sie auch Wein, Branntwein und Tabak lieben, und so gern sie auch dafür alles hingeben, was ihnen das theuerste ist, so vergreifen sie sich doch nicht an dergleichen Artikeln, wenn sie ihnen anvertraut worden, und erlauben es eben so wenig andern.

In der That muß man erstaunen, wenn man die Sorgfalt und Treue sieht, welche sie bey diesen lockenden Gelegenheiten an den Tag legen. — Auch ist ihr Charakter von Seiten der Rechtschaffenheit so allgemein bekannt und geschätzt, daß man sich ihrer zuweilen in Verhandlungen bedient, welche Einsicht und Fähigkeit erfordern. Ein Hottentotte, Nahmens Cloas, besaß so viel Ehrgefühl und Kenntnisse, daß ihm der vorige Gouverneur am Cap, van der Stel, öfters große Quantitäten Wein, Branntwein, Reis und andere Artikel anvertraute, die er unter den entfernten Stämmen seiner Landsleute gegen Rindvieh vertauschen mußte, wobey er nur von zwey bewaffneten Soldaten begleitet war. Meistens besorgte er seine

Aufträge mit vieler Geschicklichkeit und zu seiner Ehre, indem er dem Gouverneur Vieh brachte, das an Qualität und Werth weit vorzüglicher war, als man sich versprochen hatte. Diese Eigenschaften verband er noch mit der größten Humanität und dem beßten Herzen; und trotz der Unwissenheit, in welcher er gebohren und erzogen war, und was die Religion betrifft, immer lebte, war doch sein moralischer Charakter höchst vortrefflich, und an Menschenliebe und Wohlwollen gegen andere glich er den beßten Menschen, welche nach religiösen Grundsätzen handeln. Manchem Europäer, der sich in Elend fand, hat dieser großmüthige, gutherzige Hottentotte geholfen, der sich vermittelst einer schönen Heerde Rindvieh, worin der Reichthum der Hottentotten hauptsächlich besteht, im Stande sahe, dem liebenswürdigen Hange seines Herzens zu menschenfreundlichen Handlungen um so mehr zu folgen.

Inzwischen kann man nicht läugnen, daß die Hottentotten ihre ganze irdische Glückseligkeit in Unthätigkeit und Indolenz zu setzen scheinen. Sie sind des Nachdenkens fähig, wenn es ihnen gefällt ihre Geisteskräfte anzustrengen; aber sie hassen die damit verbundene Beschwerde, und betrachten jede Uibung des Verstandes als eine Qual des Geistes. Sie verbannen daher alles Nachdenken, ausgenommen wenn sie einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen oder einer Gefahr vorzubeugen haben. Wird der Hottentott nicht durch irgend ein Gelüste oder ein Bedürfniß aufgeweckt, so bleibt er eben so unthätig wie ein Stück Holz; treiben ihn aber solche Reizmittel an, so wird er ganz Thätigkeit. So bald aber sein Wunsch befriedigt worden, so sinkt er in seine angebohrne Indolenz

zurück, bis irgend ein neuer Reiz seine schlafenden Kräfte wieder aufregt.

Man hat gesagt, daß alle Hottentotten, ohne Unterschied, die Eingeweide der Thiere mit allem ihren Unrathe, nur halb gebraten verschlingen, und daß sie dieselben, sie mögen nun noch frisch oder schon faulend seyn, für ihr leckerstes Gerücht halten; allein dieß ist eine Uibertreibung. Ich fand immer, daß, wenn sie dergleichen Sachen essen wollten, sie dieselben erst umwendeten, von dem Unrathe säuberten, und in reinem Wasser wuschen. Sie kochten sie dann in dem Blute des Thieres, wenn sie dessen habhaft werden konnten; wo nicht, so wurden die Eingeweide ganz durchgebraten. Aber dieß geschieht freylich auf eine so unsaubere Weise, daß jeder europäische Magen davor Ekel fühlen muß.

So widerlich für uns aber auch ihre Weise ist, die Speisen zuzubereiten, so sind doch diejenigen, welche der Diät ihres Landes getreu bleiben, wenig Krankheiten unterworfen, nur selten fehlt ihnen etwas, und sie erreichen ein außerordentlich hohes Alter. Doch diejenigen, die Wein oder andere starke Likeure trinken, erleiden Krankheiten, welche man zuvor in diesem Himmelsstriche nicht kannte, und verkürzen ihr Leben; selbst das nach europäischer Weise zugerichtete und gewürzte Fleisch ist einem hottentottischen Magen sehr schädlich.

Was besonders aus den Hottentotten einen so schmutzigen Menschenschlag macht, ist die von ihrer frühesten Jugend an beobachtete Sitte, den Körper und die Kleidung — zwey Thierhäute, deren eine über die Schultern geworfen, die an-

dere

dere um den Unterleib herum befestigt wird — mit Schöpsenfett, Mark oder Butter zu beschmieren, wozu der Ruß gemischt worden, welcher sich an ihren Kochtöpfen ansammelt. Dieß giebt ihnen eine dunklere Hautfarbe; denn von Natur sind sie nuß- oder olivenbraun. Derselbe Proceß wird so oft wiederhohlt, als die Salbe durch Sonnenschein oder Staub abtrocknet, wenn sie Fett oder Butter habhaft werden können.

Die Aermeren sind dabey genöthiget, sich mit dem schon ranzig gewordenen Fette zu begnügen; hingegen die Wohlhabenden beschmieren sich mit der frischesten und ausgesuchtesten fettigen Substanz, welche sie sich nur immer verschaffen können. Kein Theil des Körpers, von dem Wirbel des Kopfes an bis zu den Fußsohlen, bleibt von dieser Schmiere frey; und die Haut des Hottentotten ist damit gänzlich gesättiget. Je reicher sie sind, desto mehr Fett und Butter brauchen sie dazu; denn das reichliche Auftragen dieser Salbe macht den großen Unterschied zwischen den Armen und den Reichen aus. Indessen verabscheuen sie alle den Gebrauch des Thrans.

Dieses Einreiben und Beschmieren befördert die Geschmeidigkeit und Behendigkeit des Körpers; und so faul auch die Hottentotten seyn mögen, so sind sie doch vielleicht die schnellsten Läufer in der Welt, denn sie lassen nicht nur den geschwindesten Europäer hinter sich zurück, sondern tragen auch oftmahls über ein sehr schnelles Pferd den Sieg davon. Dieselbe Sitte hat noch einen andern Vortheil: denn da sie fast ganz nackt in einem Himmelsstriche leben, wo die Sonnenhitze das ganze Jahr hindurch sehr heftig ist, so verhüthen sie,

indem sie ihre Poren durch Fett verstopfen, die übermäßige Ausdünstung, welche sie sonst wahrscheinlich erschöpfen und zerstören würde.

Da sie ihr Haar von Schmutz und Fett zusammenbacken lassen, so macht sie der widerliche Geruch, der aus dieser Unreinlichkeit entsteht, und die abscheuliche Menge Läuse, die sie an sich haben, zu höchst eckelhaften Geschöpfen. Man nehme noch hinzu, daß ihre Sprache ein Gemisch der härtesten Töne ist, welche je menschliche Wesen ausgesprochen haben; und da ihre Aussprache auf solchen Anstoßungen der Zunge gegen den Gaumen, und auf solchen sonderbaren Schwingungen und Beugungen dieses Gliedes beruht, dergleichen ein Fremder nicht wohl nachahmen kann, so sind sie weder im Stande, ihre Sprache andern mitzutheilen, noch können Worte den Gebrauch derselben beschreiben.

Die Hottentotten sind weder so klein von Statur noch so mißgestaltet und runzlicht, als sie von einigen beschrieben worden. Die meisten Mannspersonen sind fünf bis sechs Fuß hoch; aber die Frauenzimmer sind merklich kleiner. Uibrigens sind beyde Geschlechter schlank und wohl gebaut, indem sie das rechte Mittel zwischen Magerkeit und Fettigkeit besitzen. Man sieht unter ihnen nicht Ein krummes Glied, noch irgend eine andere Mißbildung; ein um so merkwürdigerer Umstand, da sie sich um ihre Kinder viel weniger, als europäische Mütter, bekümmern.

Meistens haben sie einen großen Kopf, und ihre Augen sind auch nach Verhältniß groß. Ihre Gesichtszüge sind, im Allgemeinen genommen, bey weitem nicht wild und schrecklich, sondern vielmehr sanft und ruhig, und drücken das höchste

Wohlwollen und ein gutes Herz aus. Das Widerlichste dabey sind ihre flache Nase und ihre dicken Lippen, besonders die Oberlippe; doch ist die eingedrückte Form der Nase nur ein Werk der Kunst. Ihre Zähne sind so weiß wie Elfenbein, und ihre Wangen besitzen etwas von der kirschrothen Farbe; doch da sie sich unaufhörlich beschmieren, so läßt sich ihre natürliche Hautfarbe nicht leicht unterscheiden. Die Mannspersonen haben große breite Füße; hingegen die Füße der Frauenzimmer sind klein und zart. Weder Männer noch Weiber schneiden sich die Nägel an den Fingern und Zehen ab.

Was aber die hottentottischen Frauenzimmer von allen andern unterscheidet, ist eine gewisse schwielichte Haut, welche näher zu beschreiben uns der Wohlstand nicht erlaubt. Weit gefehlt, daß sie bey den Hottentotten für eine Misbildung gelten sollte, wird sie vielmehr als das Kennzeichen der Schönheit betrachtet. Thevenot berichtet in seiner Reisebeschreibung, daß die Weiber einiger anderer afrikanischer Nation dieselbe unnatürliche Excrescenz bekommen, aber das Wachsthum derselben beschränken; da hingegen man guten Grund anzunehmen hat, daß die Hottentotten dasselbe vielmehr begünstigen.

Bey heißem Wetter tragen die Mannspersonen den Kopf immer bloß, wenn man die Bedeckung ausnimmt, die das Zusammenbacken der Haare durch Fett, Ruß und Schmutz verursacht. Diese widerliche Decke, sagen sie, hält ihnen den Kopf bey den brennendsten Sonnenstrahlen kühl. Allein in kalter und feuchter Witterung setzen sie eine Mütze von Lamms- oder Katzenfell auf, die sie mit Riemen befestigen. Doch das Gesicht und

der vordere Theil des Halses bleiben immer entblößt.

Um den Hals des Mannes hängt ein kleiner schmieriger Beutel. In diesem trägt er seine Pfeife mit Tabak, und ein kleines, an beyden Enden gebranntes Stück Holz von der Länge eines Fingers, das für ein untrügliches Amulet gegen Zaubereyen gilt.

Ihre Krosse, wie sie heißen, oder die Mäntel, welche sie über die Schultern hängen, werden nach Beschaffenheit der Jahreszeit offen gelassen oder zugemacht. Die Krosse der Reichsten bestehen aus Tiegerhäuten, oder aus Fellen von wilden Katzen; die des gemeinen Volkes sind Schaf-Felle. Im Winter wird die haarige Seite einwärts, und im Sommer auswärts gekehrt. In der Nacht verrichten diese Kleidungsstücke die Dienste der Betten; und stirbt ein Hottentotte, so wird er hinein gewickelt und so begraben.

An dem linken Arme tragen sie gewöhnlich drey elfenbeinerne Ringe, die aus Elephantenzähnen verfertigt und mit solcher Kunst und Accurateſſe angepaßt sind, daß europäische Künstler es nicht besser machen könnten. Diese Ringe oder Armbänder dienen als eine Schutzwaffe, wenn sie gegen einen Feind fechten; und wenn sie reisen, befestigen sie daran ihren Beutel mit Proviant, welcher dadurch eine solche Lage bekommt, daß er dem Hottentotten kaum beschwerlich fällt.

Von dem Unterleibe hängt der sogenannte Kull-Kroß herab; ein viereckichtes Stück von der Haut eines wilden Thieres, das mit der haarigen Seite auswärts angebunden wird. Treiben sie ihre Heerden auf die Weide, so ziehen sie eine Art lederner Strümpfe an, damit sie ihre Unterschenkel

nicht durch Stacheln und Dornen verletzen. Wenn sie über Felsen und sandigen Boden gehen müssen, legen sie Sandalen an, die aus der rohen Haut eines Ochsen oder Elephanten geschnitten sind. Ein jeder dieser Schuhe besteht nur aus einem Stücke, das ungefähr einen halben Zoll weit um den ganzen Fuß herum aufwärts gekehrt ist, die haarige Seite auswärts hat, und mit Schnüren befestigt wird.

Die Weiber haben immer eine Mütze von Thierfell auf, welche vom Scheitel an spiralförmig in eine Spitze ausläuft. Gewöhnlich tragen sie um ihre Schultern herum zwey Kroffe, welche, wie die der Mannspersonen, ihren Rücken bedecken, und manchmal bis zu den Kniekehlen herabhängen. Zwischen diesen Kroffen befestigen sie ihre säugenden Kinder, so daß der Kopf derselben so eben über den Schultern der Mutter hervorragt. Der untere Kroß dienet dazu, damit der Körper der Mutter durch die darauf drückende Last nicht wund werde. Um ihren Hals ist eine Schnur befestiget, und an dieser hängt ein lederner Beutel, welcher immer, vom Morgen an bis in die Nacht getragen wird, die Hottentottinnen mögen sich nun zu Hause oder außer den Hause befinden. Er enthält etwas Speise, eine Pfeife, Tabak und andere Bedürfnisse.

Bis die Mädchen das Alter der Mannbarkeit erreichen, tragen sie ringförmig gebundene Binsen um ihre Unterschenkel, von den Knieen an herabwärts. Diese Flechten werden dann auf die Seite gelegt, und ihre Stelle vertreten nunmehr Ringe von der Dicke eines kleinen Fingers, die aus Streifen von Schaf- oder Kalbfell, wovon das Haar abgesengt worden, zubereitet sind; denn man muß wissen, daß die Schafe der Hottentotten keine

wolleähnliche Bedeckung haben. Manche Weiber haben an jedem Unterschenkel über hundert solche Ringe, und diese sind so artig verbunden, und so genau an einander gepaßt, daß sie das Ansehn von geschmackvoller Drechslerarbeit haben. Sie sind glatt und so hart wie Holz; und beym Tanzen, einer gewöhnlichen Leibesübung, machen sie ein rasselndes Geräusch. Decken von Leder oder Binsen an den Knöcheln machen, daß diese Ringe über die Ferse nicht herabgleiten können; und da die Weiber täglich durch Buschwerk und Dornen gehen müssen, um Wurzeln und andere eßbare Artikel zu sammeln, so dient dieser Fußschmuck zugleich dazu, ihre Unterschenkel gegen Verwundungen zu schützen.

Ueberdieß machen diese Flechten ein großes Unterscheidungszeichen des Geschlechtes und eine Hauptzierde der Weiber aus. Noch mehr: im Fall ein Mangel an Lebensmitteln eintreten sollte, kann man immer dazu seine Zuflucht nehmen.

Der beliebteste Schmuck beyder Geschlechter sind messingene Knöpfe und Platten von demselben Metalle, welche sie von den Holländern kaufen, durch Poliren ungemein glänzend machen, und dann ihre Haare damit schmücken. Auch lieben sie außerordentlich Stückchen von Spiegelglas, welche sie gleichfalls in ihren Haaren befestigen und für eine herrliche Zierde halten. Diamanten werden in Europa nicht mehr bewundert und geschätzt, als dieser Tand bey den Stämmen der Hottentotten.

Auch tragen sie kleine Ohrringe von Messingdrath, welchen sie immer sehr artig zu poliren wissen. Die Reichern hängen noch an diese Ringe Stückchen von Perlmutter, die sie artig formen

und poliren. Auf dergleichen Auszeichnung durch Putz sind sie ungemein stolz; denn wenn sie so geschmückt sind, so bilden sie sich ein, daß sie nothwendig die Aufmerksamkeit aller, die sie sehen, auf sich ziehen müssen.

Ihrem Handelsverkehr mit den Europäern verdanken sie auch noch manche andere persönliche Zierathen, z. B. messingene und gläserne Kügelchen, wovon sie ausschweifende Liebhaber sind. Kaum wird man einen Hottentotten beyderley Geschlechts antreffen, welcher dergleichen nicht an sich tragen sollte. Doch werden gewöhnlich die messingenen Kügelchen vorgezogen, weil sie dauerhafter sind und nicht so leicht beschädigt werden können. Sie tragen sie in Hals- und Armbändern und Gürteln, wovon jedermann, je nachdem er bemittelt ist, eine größere oder kleinere Menge besitzt. Fast ein jeder Theil des Körpers ist mit einigen solchen Zierathen bedeckt, und sie geben gern dafür ihr Vieh hin. Wenn sie bey den Europäern Dienste nehmen, so bedingen sie sich immer, als Theil des Lohnes, einige Ohrringe aus, falls sie damit nicht schon versehen sind.

Es ist eine unabänderliche Sitte bey den Mannspersonen, die Blasen der von ihnen getödeten wilden Thiere, mit Luft aufgeblasen und an ihre Haare befestiget, zu tragen. Diese dienen nicht nur als Schmuck, sondern auch als Zeichen ihres Muthes.

Aber trotz allen diesen Zierathen halten sich die Mannspersonen doch noch nicht vollkommen geputzt, wofern nicht zugleich ihr Haar mit einem pulverisirten Kraute, Buchu genannt, reichlich gepudert worden. Ist aber auch dieß geschehen, so

dünken sie sich vollkommen schön, und erscheinen in ihrem höchsten Glanze.

Da das Haar der Frauenzimmer immer unter ihren Mützen versteckt ist, so tragen sie dieses Pulver so dick wie möglich auf ihre Stirn auf, wo es mit dem Fette sich vereinigt, und sehr fest liegen bleibt. Auch bemahlen sie sich ihr Gesicht mit einer röthlichem Erde, mit welcher sie einen Fleck über jedes Auge, einen auf die Nase, einen auf jeden Backen und einen auf das Kinn machen. Diese rothen Punkte gelten für große Reize; und sie machen daher immer davon Gebrauch, wenn sie zu feyerlichen Versammlungen eingeladen werden, oder eine Eroberung machen wollen. So schön dieß aber auch in den Augen eines Hottentotten scheinen mag, so würde doch ein Europäer gewiß nur Ekel dabey empfinden.

Es ist unnöthig, hier die verschiedenen hottentottischen Stämme besonders zu beschreiben, welche in diesem Striche des festen Landes von Afrika zerstreut leben. Wir werden hierzu einen schicklichern Ort anderswo finden. Indessen dürfen wir nicht die genaue Beschreibung übergehen, welche unser Verfasser von der politischen Verfassung und den religiösen Gebräuchen dieses sonderbaren Volkes gibt.

Ein jeder von den hottentottischen Stämmen oder Nationen hat einen Chef, dessen Amt darin besteht, die Armee zu kommandiren, und ohne dessen Mitwirkung sie weder Frieden schließen noch Krieg anfangen können. Diese Würde ist erblich *);

*) So sehen wir, daß es bey einigen der unkultivirtesten Nationen des Erdbodens erbliche Auszeichnungen gibt; zum Beweise, daß sie entweder in der Natur oder in ihrem anerkannten Nutzen ihren Grund haben.

aber der Chef darf sie nicht eher ausüben, als bis er sich in einer Nationalversammlung feyerlich anheischig gemacht hat, nichts zur Umstürzung der alten Regierungsform zu unternehmen.

In alten Zeiten unterschied sich der Chef nur durch die Schönheit der Häute, woraus seine Krosse verfertigt waren. Aber bald nachdem sich die Holländer am Cap niedergelassen hatten, beschenkten sie mit einer messingenen Krone das Oberhaupt eines jeden Stammes, mit welchem sie ein Bündniß schlossen; und seit der Zeit haben die Chefs diese Kronen bey feyerlichen Gelegenheiten getragen. Inzwischen hat in Friedenszeiten der Chef wenig mehr zu thun, als daß er den Kraal oder das Dorf regiert, wo er seinen Aufenthalt nimmt.

Der Capitain eines Kraals wacht für den Frieden und verwaltet die Justiz; und von seinem Ausspruche gilt keine Appellation. Staatsverbrecher aber werden von einem Chef gerichtet, welchem dabey die Capitaine der Kraale beystehen. In Kriegszeiten kommandirt der Capitain die Truppen seines Dorfes unter dem Oberbefehle des Chefs der Nation. Seine Würde ist gleichfalls erblich, wiewohl er sie, wie in dem erstern Falle, nicht eher wirklich ausüben kann, als bis er sich feyerlich in Gegenwart des Volkes verpflichtet hat, in den alten Gesetzen und Einrichtungen des Kraals nichts zu ändern, sondern sich streng nach denselben zu richten. Anfangs unterschieden sich diese Vorgesetzten gleichfalls nur durch ihre feineren Häute, die von Tiegern oder wilden Katzen herrührten; aber alle führen jetzt ein Rohr mit einem messingenen Knopfe, das sie von den Holländern erhalten haben. Dieses Ehrenzeichen erbt mit der Würde selbst fort. Weder die Chefs der Stämme

noch diese Capitaine ziehen einige Einkünfte vom Publikum, noch ist die Ausübung ihres Amtes mit Accidentien begleitet; Ehre ist ihr einziger Antrieb und ihre alleinige Belohnung.

Der Capitain eines Kraales entscheidet alle Streitigkeiten über Mein und Dein, und untersucht und bestraft wegen Mord, Diebstahl, Ehebruch und anderer Verbrechen, welche innerhalb seiner Jurisdiction begangen worden sind, wobey ihm alle Mannspersonen des Kraales Beystand leisten. Entsteht ein Streit über Eigenthum, so beruft der Capitain alle männliche Bewohner des Kraales auf das freye Feld, wo sie sich in einen Kreis niederkauen. Der Kläger und der Beklagte tragen jeder seine Sache vor, und die Zeugen auf beyden Seiten werden abgehört. Ist man mit dem Vernehmen Aller zu Ende, so sammelt der Capitain, nach einigen Debatten, die Stimmen und spricht unmittelbar das Urtheil in Gemäßheit der Majorität; worauf derjenige, zu dessen Gunsten der Spruch lautet, sogleich in völligen und ruhigen Besitz der streitigen Sache gesetzt wird.

Die wichtigsten Verbrechen, welche den Gerichtshof eines Kraales beschäftigen, sind Mord, Räuberey und Ehebruch; denn der letzte wird unter den Hottentotten mit dem Tode bestraft. Weiß man oder vermuthet man von einem Hottentotten, daß er eines dieser Verbrechen begangen habe, so werden davon alle Mannspersonen des Kraales, zu welchem er gehört, unterrichtet; und da sich diese selbst für Justizbeamten ansehn, so lauern sie dem Angeklagten mit großer Aufmerksamkeit auf, um sich seiner zu bemächtigen. Auch wäre es ganz umsonst, wenn der Verbrecher bey irgend einem andern hottentottischen Stamme ein Asyl zu

finden hoffte: man würde ihn daselbst unausbleiblich entweder für einen Flüchtling oder einen Spion halten.

Ist der Verbrecher ergriffen, so hält man ihn so lange fest, bis die Mannspersonen der Kraales sich versammeln können, was in so kurzer Zeit als möglich geschieht. Der Gerichtshof setzt sich in einen Kreis auf die Fersen nieder, und der Gefangene wird in die Mitte des Kreises gebracht; denn die Hottentotten sind der Meinung, daß in einer Sache, wo das Leben eines Menschen auf dem Spiele steht, er in eine solche Lage gebracht werden muß, in welcher er am besten hören und gehört werden kann.

Hat der Gefangene nun seine Stelle eingenommen, so wird die Beschuldigung gegen ihn von dem Ankläger vorgebracht; und dann legen die Zeugen des Klägers ihr Zeugniß ab. Darauf vertheidigt sich der Gefangene, indem er zugleich seine Zeugen aufruft, um das, was er sagt, zu bestätigen. Man hört sie mit der äußersten Nachsicht.

Ist darauf über die Zeugnisse etwas debattirt worden, so sammelt der Capitain die Stimmen. Die Mehrzahl derselben spricht entweder los, oder verdammt. Wenn der Angeklagte frey gesprochen worden ist, so verwilligt ihm der Gerichtshof eine Entschädigung aus der Heerde des Klägers. Ist er hingegen überführt und des Todes schuldig befunden worden, so wird das Urtheil ohne Verzug ausgesprochen. Die Richter stehen auf, indeß der Gefangene kein Glied bewegt. Es erfolgt ein augenblickliches Stillschweigen, worauf der Capitain plötzlich auf den Gefangenen stürzt, und ihn durch einen Schlag auf den Kopf mit seinem Kirri zu Boden streckt. An dieser Execution nehmen nun auch die übrigen Antheil, indem sie

auf den Verbrecher zuspringen, und auf ihn mit allen ihren Kräften schlagen, da er denn sogleich seinen Geist aufgibt. Dann krümmt man den Körper zusammen, wickelt ihn in seinen Kroß ein und begräbt ihn mit allen Kleidungsstücken und Schmuck, mit Ausnahme der messingenen Zierathen, die man den Anverwandten oder Erben gibt. Diese leiden dabey an ihrem Nahmen, ihren Vorrechten und ihrem Eigenthume durchaus nichts. Die Familie, die Verwandten und die Freunde des Verbrechers werden mit derselben Achtung, wie zuvor, behandelt; und alles geht seinen Gang fort, als ob sie kein solches Unglück betroffen hätte.

Durch eine sonderbare Einrichtung bey diesem rohen Volke erbt die ganze Verlassenschaft eines Hottentotten auf den ältesten Sohn fort, und wenn kein Sohn da ist, auf den nächsten männlichen Verwandten. Die jüngern Söhne eines Hottentotten, die sich noch im väterlichen Hause befinden, und beym Tode des Vaters noch nicht versorgt worden, hängen ganz, sowohl in Rücksicht ihres Etablissements als selbst ihrer Freyheit, von der Güte des ältesten Bruders ab.

Die Heurath zwischen Blutsverwandten im ersten und zweyten Grade ist verboten; und wer dawider handelt, wird zu Tode geprügelt. Aber ein Hottentotte darf so viel Weiber haben, als er zu ernähren im Stande ist, wiewohl die Reichsten selten deren mehr als drey nehmen. Ein Mann kann sich von seiner Frau, und so auch eine Frau von ihrem Manne scheiden, wenn Gründe dazu vorgebracht werden, die den männlichen Bewohnern des Kraales befriedigend scheinen. Doch eines ihrer schönsten Gesetze ist, daß eine Wittwe für jeden Mann, welchen sie nach dem ersten heurathet, ein

Fingergelenk sich abschneiden muß, das sie dem neuen Ehemanne am Hochzeittage überreicht, wobey sie den Anfang mit einem Gelenke der kleinen Finger macht.

Die Hottentotten wissen zu ihrem Glück von Advokaten nichts, und die einzigen öffentlichen Beamten, außer dem bereits gedachten, sind der Arzt und der Priester. In jedem Dorfe gibt es einen Arzt, und die größern haben deren zwey. Diese Aerzte besitzen eine geringe Kenntniß von Botanik, Chirurgie und Medicin. Man wählt sie aus den Weisen eines jeden Kraales, und sie sind verpflichtet, für die Gesundheit der Einwohner zu wachen. Dieses Amt verwalten sie ohne Gehalt und Belohnung; denn das Ehrenvolle desselben an und für sich gilt für einen hinreichenden Lohn ihrer Mühe und Aufmerksamkeit.

Diese Quacksalber lassen sich von Niemanden zusehen, wenn sie ihre Arzneyen einsammeln und zubereiten. Alle ihre Zusammensetzungen werden im höchsten Grade geheim gehalten; und wenn ein Patient unter ihren Händen stirbt, so behaupten sie steif und fest, daß alle ihre Mittel durch den Einfluß der Zauberey unwirksam geworden.

Am Cap ist der Priester dem Arzte untergeordnet. Seine Stelle ist gleichfalls ein Wahlamt; aber er ist weder verpflichtet, für das Volk zu beten, noch es in religiösen Gegenständen zu unterrichten. Er führt lediglich den Vorsitz bey ihren Opfern, und ordnet alle ihre Ceremonieen an.

So wie der Chef eines Stammes der Hottentotten über die Capitaine der Kraale den Vorsitz führt, so nennen auch die Hottentotten das höchste Wesen den großen Capitain. Sie glaubten, daß er der Schöpfer aller Dinge, der Regie-

rer der Welt, und mit unerforschlichen Vollkommenheiten begabt ist. Die gewöhnliche Benennung ist Gounja Gounja, oder Gounja Tiquoa, d. h. der Gott aller Götter. Sie sagen, er sey ein gütiges Wesen, das Niemanden Schaden zufüge, und er wohne weit über dem Monde; aber es scheint nicht, daß sie irgend eine andächtige Handlung unmittelbar an ihn richten. Ihre religiösen Anbethungen widmen sie nur den sogenannten untern Gottheiten, welche von jenem ihrer Meinung nach abhängen. Fragt man die Verständigsten unter den Eingebohrnen hierüber, und sind sie aufgelegt, dergleichen Fragen zu beantworten, so sagen sie, ihre Stammältern hätten den Gott der Götter so schwer beleidiget, daß er sie zur Strafe mit Verhärtung des Herzens belegt habe; darum wüßten sie wenig von ihm, und fühlten sich noch weniger geneigt, ihm zu dienen *).

Den Mond halten sie für einen untern sichtbaren Gott. Sie nennen diesen Planeten gleichfalls Gounja oder Gott, und sagen, daß er der Unterthan und Stellvertreter des Höchsten und Unsichtbaren sey. Bey dem Neu- und Vollmonde versammeln sie sich, um seine Feyer zu begehen; und so ungünstig auch das Wetter seyn mag, so lassen sie sich doch nicht von dieser frommen Handlung abhalten. Sie werfen dann den Körper in tausend verschiedene Lagen, schreyen, stürzen sich auf den Erdboden nieder, springen plötzlich wieder auf, stampfen mit den Füßen, als ob sie nicht

*) Es dürfte nicht schwer seyn, ein Volk, das diesen Glauben hegt, zum Bekenntniß der christlichen Religion zu bringen, wenn man von dieser Tradition ausginge.

bey Sinnen wären, und rufen laut aus: „Ich „grüße dich; du bist uns willkommen! Gib uns „Futter für unser Vieh, und Milch in Uiberfluß!“ Diese und andere Apostrophen an den Mond wiederhohlen sie einmahl über das andere, indem sie dazu Ho, ho, ho, in verschiedenen Tönen öfters singen und zugleich in die Hände klatschen. So bringen sie die ganze Nacht mit der Verehrung dieses Planeten zu, welchen sie für den Regierer und Lenker der Witterung ansehen.

Auch beten sie, als eine wohlthätige Gottheit, ein gewisses Insect an, welches dem Lande der Hottentotten eigenthümlich angehören soll. Es hat die Größe des kleinen Fingers eines Kindes; der Rücken desselben ist grün, und sein Unterleib roth und weiß gesprenkelt. Es besitzt zwey Flügel, und am Kopfe zwey Hörner.

So oft sich dieses Insect sehen läßt, zollen sie ihm die höchsten Zeichen der Verehrung; und wenn es einen Kraal mit einem Besuche beehrt, versammeln sich die Bewohner um dasselbe herum mit der äußersten Devotion. Sie singen und tanzen truppweise, vor Freude wie wahnsinnig, und werfen ihm Buchupulver zu, womit sie auch die Oberfläche des Kraales und den obern Theil ihrer Hütten bedecken. Auch schlachten sie zwey fette Schafe als ein Dankopfer für diese ausgezeichnete Ehre; und sie bilden sich ein, daß nun alle ihre seitherige Vergehungen in Vergessenheit begraben worden.

Setzt sich dieses göttliche Insect von ungefähr auf einen Hottentotten, so betrachtet man ihn für einen Mann ohne Schuld, und verehrt ihn hernachmahls immer als einen Heiligen. Der fetteste Ochse wird sogleich zu einem Dankopfer geschlachtet, und zu Ehren der Gottheit und des Hei-

ligen verzehrt. Der letztere ißt nur die Eingeweide, welche man kocht; indeß die Mannspersonen das auf ähnliche Weise zubereitete Fleisch, die Weiber aber die Brühe erhalten. Das Fett hebt man sehr sorgfältig auf, um den Körper und die Kleidungsstücke des Heiligen damit einzuschmieren; und so lange dasselbe dauert, wird es ausschließlich zu dieser Absicht verwendet.

Aber der sonderbarste Theil dieser Ceremonie besteht darin, daß das Netz des Ochsen, mit Buchu reichlich eingestreut, und wie ein Strick zusammen geschlungen, um den Hals des Heiligen gebunden wird. Dieses muß er Tag und Nacht tragen, bis es abfault, oder bis das Insect, bey einem spätern Besuche, sich auf einen andern Bewohner des Kraales niederläßt, da denn der erstere Erlaubniß hat, dieß sonderbare Halsband wegzulegen. Der Fall ist derselbe, wenn das Insect sich auf eine Hottentottinn setzt; sie wird dadurch augenblicklich, und unter denselben Ceremonieen zu einer Heiligen; aber in diesem Falle essen nur die Weiber das Fleisch, und die Männer werden mit der Brühe bewirthet.

Um dieß Thier zu retten, setzen sich die einfältigen Leute jeder Gefahr bloß. Ein Teutscher, welcher einen Landsitz ungefähr sechs Meilen weit vom Fort hatte, erlaubte einigen Hottentotten, ihr Vieh auf sein Gut zu treiben, und sie verlegten folglich ihren Kraal dahin. Ein Sohn des Mannes vertrieb sich bey ihnen die Zeit, als das göttliche Insect sich sehen ließ. Die Hottentotten stürzten in Haufen herbey, um es anzubeten, indeß der Jüngling hinzu sprang, um es zu fangen, damit er sähe, welche Folgen ein solcher Fang bey den Hottentotten haben würde. Er ergriff es in ih-

rer

rer Mitte; aber welch ein Geschrey erhob sich, und wie groß war die Angst der Wilden, als sie es in seiner Hand sahen! Mit starren Augen und den unruhigsten Mienen blickten sie ihn und sich selbst unter einander an. „Seht, seht, seht!“ schrieen sie, „was will er damit machen? will er „es tödten, will er es tödten?“ Mittlerweile zitterte jeder Nerve vor Schrecken. Als er ihre Angst bemerkte, fragte er sie, warum sie sich denn so sehr wegen des verächtlichen Insects ängstigten. „Ach Herr!“ versetzten sie ganz außer sich vor Unruhe, „es ist eine Gottheit — es ist vom Himmel herab „gekommen — es ist zu uns in guter Absicht ge„kommen. — Ach! beschädigt es nicht! beleidigt „es nicht! Thut Ihr dieß, so sind wir die un„glücklichsten Sterblichen auf Erden. Diesen Bo„den wird dann ein Fluch drücken, und das Ver„brechen wird nie vergeben werden.

Der junge Mann stellte sich, als ob ihre Bitten ihn nicht rührten, und als ob er die Absicht hätte, das Thier zu verstümmeln oder gar zu tödten. Sie fuhren nun auf und sprangen wie wahnsinnig herum. Man fragte ihn, wo sein Gewissen sey, und wie er es wagen dürfe, ein Verbrechen begehen zu wollen, welches ihm die Rache und alle Donner des Himmels zuziehen werde.

Als diese Vorwürfe eben so wenig fruchteten, fielen sie vor ihm nieder, und beschworen ihn mit thränenden Augen und den lautesten Klagen, den Gegenstand ihrer Anbethung zu schonen, und ihm seine Freyheit zu schenken. Der junge Mann gab nun nach, und ließ das Insect fort fliegen; worauf die Hottentotten, außer sich vor Freude, aufsprangen, jauchzten, dem Insecte nachliefen und es, wie gewöhnlich, verehrten.

Die Hottentotten bringen eine Art religiösen Cultus auch ihren verstorbenen Heiligen und berühmten Männern dar, welche sie, nicht mit Grabmählern, Bildsäulen oder Inschriften beehren, sondern mit Hainen, Bergen, Feldern und Flüssen, die sie ihrem Andenken weihen, und bey welchen sie niemahls vorbeygehen, ohne ihre Achtung gegen die Verstorbenen auszudrücken.

Sie beten ferner eine böse Gottheit an, welche sie für den Urheber alles Uibels und die Quelle aller ihrer Leiden halten. Sie nennen diesen Gott Touquoa, und sagen, er sey ein kleiner, übellauniger, niederer Capitain, dessen Bosheit ihn selten ruhen lasse. Sie bringen ihn daher dann und wann durch das Opfer eines Ochsen oder Schafes ihre Huldigung dar, um seinen Zorn von sich abzuwenden, und ihn gutlaunig zu machen.

An die Unsterblichkeit der Seele scheinen sie allgemein zu glauben. Wenn daher unter ihnen jemand gestorben ist, so versetzen sie ihre Kraale an einen andern Ort; denn sie bilden sich ein, daß der Todte nie einen andern Ort, als wo er gestorben ist, besuche, es müßte denn etwas, das ihm beym Leben angehörte, daraus weggenommen werden; dann aber glauben sie, daß die abgeschiedenen Geister einem Kraale nachfolgen, und sehr beschwerlich fallen. Zu Folge dieser Idee lassen sie die Hütten, wo Hottentotten gestorben sind, stehen; und darin bleiben alle Geräthe zurück, welche die Verstorbenen besessen haben.

Dieß ist das alberne System der Religion der Hottentotten, und sie sind ihm so sehr ergeben, daß mir nie ein Beyspiel bekannt geworden ist, wo ein Hottentotte als Christ gestorben wäre. Obgleich die Holländer Missionarien unter sie geschickt ha-

ben, die sich zahllosen Beschwerden aussetzten, und es sich unglaubliche Mühe kosten ließen, sie zum Christenthume zu bekehren, so erreichten sie doch ihre Absicht nicht; und mit Kummer sahen sie sich genöthiget, ihr edles Vorhaben aufzugeben, ohne daß die mindesten Spuren ihrer Arbeiten in der Seele eines Hottentotten zurückblieben. Folgende Anecdote mag als Beyspiel und Bestätigung dieser Beobachtung dienen.

Der Gouverneur des Caps, van der Stel, nahm einen Hottentotten als Kind zu sich, und ließ ihm im Christenthume und nach den feinen Sitten der Europäer erziehen, indem er ihm wenig oder gar keinen Umgang mit seinen Landsleuten gestattete. Der junge Hottentotte lernte die Glaubenslehren der christlichen Religion und verschiedene Sprachen gut kennen. Er war immer schön gekleidet, und seine Sitten waren nach dem Muster der feinsten Europäer am Cap gebildet.

Der Gouverneur, der ihn schon so weit gebracht sahe, unterhielt große Hoffnungen von ihm, und sendete ihn mit einem Generalcommissair nach Ostindien, wo er blieb, bis der Mann starb, in dessen Diensten er stand. Er kam alsdann zu dem Gouverneur zurück. Wenig Tage nach seiner Rückkehr besuchte er seine Anverwandten. Hier zog er seine europäischen Kleidung aus, und dagegen die seiner Landsleute an. Als dieß geschehen war, packte er seine vorigen Kleider zusammen, rann mit denselben zum Gouverneur, trat vor ihm, legte ihm das Paket zu seinen Füßen hin, und redete Se. Excellenz folgender Maßen an: „Ich melde Ihnen, mein Herr, daß ich diesem Anzuge für immer entsage; auch entsage ich für immer der christlichen Religion. Es ist mein fester Vorsatz, in

„dem Glauben meiner Väter, und in Gemäßheit „ihrer Sitten und Gebräuche zu leben und zu ster„ben. Ich erbitte mir von Ihnen nur — und Sie „werden mir es nicht abschlagen — das Halsband „und den Hirschfänger, den ich trage. Beydes soll „mir zum Andenken an Sie dienen."

Hier schwieg er, kehrte dem Gouverneur den Rücken, rannte schnell hinweg, und ließ sich nie wieder in dieser Gegend blicken. Ich habe mit diesem Manne öfters landeinwärts gesprochen, und ich fand dann zu meinem Erstaunen, daß er einen ungemeinen Vorrath von Kenntnissen, wie man sie bey Christen findet, besaß. Ob ich aber gleich die überzeugendsten und nachdrücklichsten Gründe brauchte, um ihn zum Christenthume zurückzubringen, so blieb er doch gegen alle meine Gründe und Vorstellungen taub.

Wir wollen jetzt kürzlich die Ceremonien betrachten, welche religiöser Natur sind. Zuerst von den Heurathen der Hottentotten. Wenn ein Junggeselle oder ein Witwer sich zu verheurathen Lust hat, so entdeckt er sich seinem Vater, und wenn dieser todt ist, seinem nächsten Verwandten. Gibt dieser seine Einwilligung, so gehen sie zusammen zu den Verwandten des Frauenzimmers, denen sie eine oder ein Paar Pfeifen Tobak oder Dachu mitbringen, welche sie zusammen rauchen.

Der Vater des Liebhabers eröffnet dann die Sache dem Vater des Frauenzimmers. Hat der letztere den Antrag angehört, so entfernt er sich gewöhnlich, um seine Frau zu Rathe zu ziehen, und kommt bald mit einer entscheidenden Antwort zurück, welche nur selten ungünstig ausfällt. Wenn jedoch der Vater des Liebhabers eine verneinende Antwort erhält, so wird der Sache nicht wei-

ter gedacht; der Liebhaber vergißt den Gegenstand seiner Zärtlichkeit, und sieht sich nach einem andern um. Wird er hingegen erhört, so nimmt er zwey bis drey fette Ochsen von seiner oder seines Vaters Heerde, und treibt sie nach der Hütte zu, aus welcher er seine Braut erhalten soll. Zugleich begleiten ihn alle seine Verwandten beyderley Geschlechts, die nicht zu entfernt wohnen.

Die Verwandten des Frauenzimmers empfangen sie mit Liebkosungen; die Ochsen werden unmittelbar geschlachtet, und die gesammte Gesellschaft beschmiert sich mit dem Fette und bepudert sich sodann vom Scheitel bis zu den Füßen mit Buchu, indeß die Weiber ihr Gesicht, obgedachter Maßen, mit rother Erde mahlen. Die Männer setzen sich hierauf in einen Kreis auf die Ferse nieder, in dessen Mittelpunct sich der Bräutigam in derselben Lage findet, während die Weiber in einiger Entfernung einen andern Kreis um die Braut herum bilden.

Ist dieß geschehen, so begibt sich der Priester des Kraals in den Kreis der Mannspersonen, und läßt auf den Bräutigam etwas Urin, den derselbe mit Eifer und Vergnügen einreibt. Dann geht der Priester zu dem andern Kreis, und leert so eben ein wenig auf die Braut aus, die den Erguß auf dieselbe Weise empfängt. Diese Ceremonie wird von dem Priester in dem einen Kreise nach dem andern wiederhohlt, bis sein ganzer Vorrath erschöpft ist; und sie macht nebst folgender Einsegnung den ganzen Copulations-Ritus der Hottentotten aus: „Möget ihr lange und glücklich zusammen leben! „Möget ihr einen Sohn vor Ende des Jahres be„kommen! Möge dieser Sohn euer Trost in euern

„alten Tagen werden! Möge er ein Mann voll „Muth und ein guter Jäger werden!"

Sind diese sonderbaren Ceremonieen beendigt so werden die Ochsen in viele Stücke zerschnitten und das gesammte Fleisch zugerichtet; etwas wird gekocht, das übrige aber gebraten. Während des Hochzeitmahls sitzen die Männer und die Weiber in verschiedenen Kreisen, indem der Bräutigam allein in Gesellschaft der Weiber ißt. Die Zipfel ihrer schmierigen Mäntel vertreten die Stelle der Teller; und zu Löffeln brauchen sie Seemuscheln.

Ist die Mahlzeit vorbey, so hebt man die Uiberbleibsel auf und fängt Toback zu rauchen an. Eine jede Gesellschaft hat eine Tobakspfeife. Nachdem die Person, welche sie füllt, zwey bis drey Züge daraus gethan hat, gibt sie dieselbe ihrem Nachbarn oder ihrer Nachbarinn; und so geht die Pfeife rund herum. Der größte Theil der Nacht wird mit Rauchen und in Fröhlichkeit zugebracht, bis der Bräutigam sich in die Arme seiner Braut begiebt, da sich denn die Gesellschaft trennt.

Am Tage darauf versammeln sie sich wieder, und schmausen und rauchen wie zuvor; und dieß wird so oft wiederhohlt, bis die am Tage der Hochzeit zubereiteten Lebensmittel ganz aufgezehrt worden sind. Uibrigens haben die Hottentotten bey dergleichen Feyerlichkeiten keine Musik, und tanzen auch nicht; auch trinken sie nichts stärkeres als ihr gewöhnliches Getränke, Milch und Wasser.

Ein Hottentotte bewohnt niemahls eine besondere Hütte, als wenn er sich verheurathet hat; und dann hilft ihm sein Weib, nicht nur beym Errichten de selben, sondern auch beym Einsammeln der dazu nöthigen Materialien, die insgesammt neu sind, so wie beym Anschaffen der Meu-

beln. Ist das Paar damit zu Stande gekommen, so überläßt der Mann der Frau die Sorge und Mühe, Lebensmittel zuzurichten, ausgenommen wenn er auf die Jagd oder den Fischfang geht. Das Weib nimmt auch an der Besorgung der Heerden mit Antheil.

Bey der Geburt eines Kindes stellen die Aeltern ein feyerliches Dankfest an, wozu alle Bewohner des Kraals eingeladen werden. Doch ist die Geburt des ersten Sohnes immer mit größern Freudensbezeugungen verbunden. Die Aeltern schlachten alsdann zur Bewirthung des ganzen Kraals eine Menge Ochsen; und bey dieser frohen Gelegenheit erhalten sie die eifrigen Glückwünsche aller ihrer Nachbaren.

Trägt es sich zu, daß die Frau mit Zwillingen niederkommt, und sind die Kinder beyde männlichen Geschlechts, so schlachtet man zwey fette Stiere, und alle Bewohner des Dorfes freuen sich über diese Fruchtbarkeit als über einen sehr großen Segen. Die Mutter allein wird von der Mahlzeit ausgeschlossen; sie bekommt nur etwas von dem Fette, um sich und ihre Kinder damit zu schmieren.

Allein sind die Zwillinge Mädchen, so wird wenig oder gar keine Freude geäußert; und alles, was man bey dieser Gelegenheit opfert, beträgt, aufs höchste gerechnet, ein Paar Schafe. Bey solchen Veranlassungen straft man eher dergleichen Dankopfer durch eine grausame Sitte Lügen, welche auch bey andern Nationen üblich ist, aber allen Gefühlen der Menschlichkeit, allen Grundsätzen der Vernunft widerspricht. Sind nähmlich die Aeltern arm, oder gibt die Mutter vor, daß sie beyde Mädchen nicht saugen könne, so wird das minder wohlgebildete in einer Entfernung vom Kraal

lebendig begraben, oder in den Wald geworfen, oder mit den Rücken an dem untern Ast eines Baumes gebunden, wo es dann vor Hunger umkommen muß, oder von Raubvögeln oder reissenden Thieren gefressen wird *).

Ein so ausgesetztes Kind weiblichen Geschlechts wird zuweilen von einem Europäer gefunden. Ist es bereits todt, so begräbt er es gewöhnlich; lebt es aber noch, so trägt er es immer nach Hause; und kann er es nicht selbst aufziehen, so findet sich immer eine Person, welche geneigt ist, diesen Liebesdienst dem verlassenen Geschöpfe zu erweisen. Dergleichen adoptirte Kinder bekommen eine gute Erziehung, und man trägt große Sorgfalt, um sie in dem Christenthume gründlich zu unterrichten, und zu verhüthen, daß sie nicht die schmutzigen und abgöttischen Sitten der Hottentotten annehmen; allein diese edeln Bemühungen sind nie von dauernden Folgen gewesen. Es ist nicht ein einziger Fall bekannt, wo die Seele eines Hottentotten ihren natürlichen Hang verläugnet hätte; denn kaum haben die unglücklichen Mädchen die Jahre der Mannbarkeit erreicht, so flüchten sie zu ihrem Volke, entsagen den Grundsätzen, worin sie erzogen worden, so wie der Kleidung, an welche man sie gewöhnt hat, und kehren zu der Religion und den Sitten ihrer Vorältern zurück, welchen sie dann unabänderlich getreu bleiben.

Hat der junge Hottentotte das Alter von acht bis neun Jahren erreicht, so wird er des linken

*) Mit Kummer führen wir Sitten an, welche die menschliche Natur so sehr entehren; aber sie zeigen den hohen Werth der Kultur und den Einfluß einer wohlthätigen Religion auf die Handlungen der Menschen.

Hoden mit großer Feyerlichkeit beraubt; doch wird auch zuweilen wegen der Armuth der Aeltern diese Ceremonie, die mit einigen Unkosten verbunden ist, bis zu den Jahren der Mannbarkeit verschoben. Diese grausame Sitte soll zur Behendigkeit des Hottentotten beytragen; und sie wird doch noch durch ein anderes, nicht minder albernes Vorurtheil empfohlen, daß nähmlich im Unterlassungsfall Zwillinge die Folge seyn würden. Sollte ein junger Mann sich über diese Schwachheit hinweg setzen, so würde er sowohl als die Frau sich der willkürlichsten Behandlung der Obern preis geben, und die Frau geriethe vielleicht in Gefahr, wegen eines solchen Verstosses gegen die Gesetze des Landes von ihrem eigenen Geschlechte in Stücken zerrissen zu werden.

Dieß ist ein Act, um sich zur Verheurathung zu legitimiren; aber er ist nicht der einzige. Bis die jungen Hottentotten das Alter von ungefähr achtzehn Jahren erreichen, stehen sie unter der Pflege ihrer Mutter, und leben ganz in Gesellschaft derselben. Ein zweyter Act der Legitimation besiegelt ihre Ansprüche an die Mannbarkeit. Wenn der Vater oder die Gesammtheit der männlichen Bewohner eines Kraales den Entschluß fassen, einen jungen Mann in ihre Gesellschaft aufzunehmen, so versammeln sich alle Einwohner in der Mitte des Dorfes und setzen sich in einen Kreis nieder. Der junge Mensch, der aufgenommen werden soll und sich außerhalb des Kreises befindet, muß sich mit untergeschlagenen Beinen niederlassen; dann erhebt sich der Senior im Kreise, und fragt, ob der Jüngling draußen in ihre Gesellschaft aufgenommen, und zu einem Manne gemacht werden solle. Diese Frage beantworten alle mit Ja, ja! Er verläßt nun

den Kreis, nähert sich dem Novizen, und meldet ihm, daß die Männer ihn für würdig gehalten haben, in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden; daß er nun seiner Mutter, der Kinderzucht, und allen seinen Knabenbeschäftigungen ein ewiges Lebewohl sagen müsse, und daß, wenn man ihn je mit seiner Mutter werde reden sehen, und wenn er nicht sorgfältig ihre Gesellschaft meide, man ihn wieder als ein Kind betrachten und von der Gesellschaft und dem Umgange der Männer ausschließen werde; mit einem Worte, daß alle seine Gedanken, Worte und Handlungen fortan männlich seyn müssen. Dieß wird so lange wiederhohlt, bis der Weise glaubt, daß seine Ermahnungen dem Geiste seines Zöglings hinlänglich eingeprägt worden.

Hat sich der Jüngling vorher mit Fett und Ruß tüchtig beschmiert, so läßt der Alte etwas Urin auf ihn, welchen der Einzuweihende mit Freuden auffängt, indem er die salzige Flüssigkeit mit einer Behendigkeit einreibt, die seine Zufriedenheit mit der ihm erwiesenen Ehre hinlänglich an den Tag legt. Der Weise gibt ihm dann seinen Segen mit folgenden Worten: „Möge dich immer Glück begleiten! Erreiche ein hohes Alter! Wachse und „vermehre dich! Möge dein Bart bald wachsen!" Der Jüngling wird dann feyerlich als Mann proclamirt; und alle versammelte Mannspersonen schmaußen von einem, theils gebratenen, theils gekochten Schafe.

Sollte man einen jungen Mann nach dieser Einweihung mit den Weibern essen und trinken sehen, so zieht er sich dadurch die äußerste Verachtung zu; er wird der Spott und Hohn des gesammten Kraales, und er muß sich der Gesellschaft der Män-

ner enthalten, bis die Ceremonie von neuem angestellt worden ist.

Auf diese Weise der Pflege und Aufsicht der Mutter entnommen, darf ein Hottentotte gegen sie, ohne Schandfleck, sich höchst brutal und unnatürlich betragen, und sie sogar prügeln, um seine Unabhängigkeit zu beurkunden; und es ist, wenigstens bey seiner Aufnahme unter die Männer, etwas gewöhnliches, daß er sich Schmähungen gegen sie erlaubt, zum Beweise der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung zu einem männlichen Betragen, und seines Entschlusses, den erhaltenen Rath zu befolgen.

Wir haben bereits bemerkt, daß einige Hottentotten eine ehrenvolle Art von Auszeichnung genießen, indem sie als Tropheen ihrer Tapferkeit Blasen tragen, die an ihr Haar befestigt sind. Diejenigen, die im Zweykampf einen Löwen, Tiger, Leoparden, Elephanten, oder ein Rhinoceros erlegt haben, werden für Helden angesehen. Ein Hottentotte, der eine solche That vollbracht hat, setzt sich, nach seiner Rückkunft zu Hause, auf die Fersen nieder. In kurzer Zeit besucht ihn einer von den Weisen des Kraales, um dem Sieger wegen einer so allgemein nützlichen That zu danken und Glück zu wünschen, und um ihn zu benachrichtigen, daß die Männner des Kraales ihn sogleich erwarten, damit er aus ihren Händen die ihm gebührenden Ehrenzeichen empfange.

Der Held erhebt sich und begleitet den Botschafter nach der Mitte des Kraales, wo alle Mannspersonen seiner harren. Er läßt sich hier auf eine Matte nieder, die eigens für ihn ausgebreitet ist, und alle Männer umgeben ihn, während sein

Gesicht vor Freude glühet. Der Abgeordnete nahet sich dann dem neuen Helden, bewillkommt ihn mit einem Urinstrahle, und begleitet dieses Compliment mit einigen mystischen Worten. Die Person, welcher diese Ehre wiederfährt, reibt, wie bey andern Gelegenheiten, die Flüssigkeit mit dem größten Eifer ein.

Ist dieß geschehen, so zündet der Abgeordnete seine Pfeife an, thut zwey bis drey Züge daraus, und läßt sie dann rund herumgehen, bis sie ganz ausgeraucht worden. Dann nimmt er die Tabaksasche, und streut sie auf den Helden, der sie in die den Körper umgebene Fettkruste mit der größten Vorsicht einreibt, daß kein Stäubchen davon verlohren gehe. Die Gesellschaft erhebt sich alsdann, und ein jeder wünscht ihm zu der ausgezeichneten Ehre Glück, die ihm erwiesen worden, und dankt ihm für den Dienst, welchen er seinem Vaterlande erwiesen hat. Der Held betrachtet sich jetzt als einen Mann, welcher den höchsten Gipfel menschlicher Ehre erstiegen hat; und indem er die Blase des getödeten Thieres in seinen Haaren trägt und ein majestätisches Aeußere annimmt, fodert er die Ehrerbietung und Huldigung, welche nach den Sitten seines Landes mit dieser Würde verbunden ist.

Es gibt kein wildes Thier, dessen Besiegung so viel Freude in einem Kraale verbreitet, wie die eines Tigers. Die Hottentotten sind außerordentlich lüstern nach dem Fleische dieser Thiere; und in der That habe ich es selbst ungemein wohlschmeckend und bey weitem vorzüglicher als Kalbfleisch gefunden.

Die letzten Ceremonieen, welche einer Privatperson zu Theil werden, sind diejenigen, die sich

auf ihren Tod und ihr Begräbniß beziehen. Liegt bey den Hottentottten eine Manns- oder Frauensperson in den letzten Zügen, so wird sie von ihren Freunden und Verwandten umgeben, die ein fürchterliches Geheul anheben. Kaum hat der Sterbende den Geist aufgegeben, so vereinigen sich die Anwesenden in einen so schrecklichen Chor voller Geschrey, Heulen, Brüllen und Schlagen mit den Händen, daß ein europäisches Ohr es kaum ausholten kann.

Der Leichnam wird augenblicklich, Kopf und Füße zusammen, in den Kroß so dicht eingewickelt, daß nicht der mindeste Theil desselben unbedeckt bleibt. Ungefähr sechs Stunden nach dem Tode findet das Leichenbegängniß Statt. Wenn der Leichnam fortgetragen werden soll, versammeln sich alle Männer und Weiber des Dorfes, mit Ausnahme derer, die unmittelbar mit dem Begräbnisse beschäftigt sind, vor der Thüre der Hütte. Hier setzen sie sich in zwey Kreisen, die Männer und die Weiber besonders auf die Ferfen nieder, schlagen die Hände zusammen, und rufen in traurigem Tone aus: „Bo! Bo! Bo!" d. i. „Vater! Vater! Va„ter!"

Nachdem die Decke der Hütte weggenommen worden, trägt man den Leichnam zum hintern Theile der Hütte heraus, denn man darf ihn nicht durch die Thüre tragen. Die Träger werden von dem Capitaine des Kraales oder von den Anverwandten des Verstorbenen ernannt, der in ihren Armen liegt. Wenn der Körper aus der Hütte heraus kommt, so erheben sich die zwey Kreise vor der Thüre, und begleiten ihn nach dem Grabe, Männer und Weiber in besondern Haufen, indem sie den ganzen Weg über ihre Hände ringen, Bo! Bo! Bo! rufen, und ihren Körper in so lächer-

liche Haltungen verdrehen, daß es einem Europäer schwer fällt, mit zuzusehen und doch dabey ernsthaft zu bleiben.

Ist der Körper in die Oeffnung gelegt, wozu man meistens die Spalte eines Felsen oder den Schlupfwinkel eines wilden Thieres wählt, so wird sie mit der Erde von Ameisenhügeln ausgefüllt, damit der Leichnam um so schneller verzehrt werde; und um ihn gegen wilde Thiere zu schützen, stopft man noch Steine und Stücken Holz hinein.

Nach dem Begräbnisse gehen die Hottentotten nach ihrem Kraale zurück, bilden wieder zwey Kreise, und erneuern ihre Wehklagen ungefähr eine Stunde lang, bis man Stillschweigen gebietet. Jetzt treten zwey alte Männer, die Freunde oder Verwandten des Verstorbenen, in einen jeden Kreis und vertheilen ihr Wasser sparsam unter die Anwesenden, damit niemand leer ausgehe, das sodann, wie gewöhnlich, mit Eifer und Ehrerbietung eingerieben wird.

Nach dieser Ceremonie, welche einen Theil aller ihrer Feyerlichkeiten ausmacht, begiebt sich jeder in die Hütte, nimmt eine Handvoll Asche vom Heerde, tritt durch die Oeffnung, die für den Leichnam gemacht worden, wieder heraus, und streut die Asche nach und nach über die Gesellschaft. Dieß geschieht, sagen sie, um den Stolz der Anwesenden zu demüthigen, um alle Gedanken an Auszeichnung zu verbannen, und um ihnen zu zeigen, daß Alt und Jung, Reich und Arm, der Schwache und der Starke, der Schöne und der minder Wohlgestaltete, einer wie der andere in Staub und Asche verwandelt werden wird.

Hat der Verstorbene etwas Vieh besessen, so schlachtet jetzt der Erbe ein Schaf, und einige sei-

ner nächsten Anverwandten thun, wenn sie bemittelt genug sind, dasselbe, um den Kraal zu bewirthen. Das Netz des vom Erben geschlachteten Schafes wird stark mit Buchu bestreut und ihm um den Hals gelegt; und er ist genöthiget, diesen Halsschmuck so lange zu tragen, bis er abfault. Einige von den andern Verwandten tragen gleichfalls und auf dieselbe Weise das Netz des Schafes, welches sie geschlachtet haben. Diese Netze sind die äußern Kennzeichen der Trauer, welche die reichen Hottentotten zu Ehren des Todten anlegen. Allein sind die Anverwandten des Verstorbenen arm, und können sie kein Vieh zur Bewirthung ihrer Gesellschaft schlachten, so scheeren sie ihr Haupthaar nach schmalen Streifen ab, indem sie wechselsweise einen Streif Haare stehen lassen, was gleichfalls Trauer anzeigt.

Noch müssen wir einer schrecklichen Sitte gedenken. Wenn Personen von beyderley Geschlecht gar zu alt, oder mit einem Worte unvermögend werden, sich selbst auch nur die geringsten Dienste zu leisten, so bringt man sie, mit Einwilligung des Kraales, in eine einsame Hütte in einer beträchtlichen Entfernung, und versieht sie mit einem kleinen Vorrathe von Lebensmitteln. So müssen sie vor Hunger sterben, oder sie werden von den wilden Thieren zerrissen. So grausam auch diese Sitte ist, so betrachten die Hottentotten sie dennoch für eine Handlung der Barmherzigkeit; und sie äußern Erstaunen, wenn sie hören, daß die Europäer sie darum tadeln. Indessen muß man zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß sie ihre Alten auf diese schreckliche Weise nie eher verlassen, als bis das Leben ihnen selbst schlechterdings zur Last wird. So lange die Greise sich nur noch ein-

ger Maßen behelfen können, behandelt man sie mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit, und man trägt alle Sorge, um ihnen die Last ihrer Jahre zu erleichtern.

Noch gibt es bey den Hottentotten gewisse Ceremonieen, welche die Gesellschaft im Ganzen betreffen: wenn ein Feind besiegt worden; wenn man unter den wilden Thieren eine starke Niederlage angerichtet hat; wenn ein Kraal anders wohin versetzt wird, weil die Weide in seiner Nachbarschaft zu sehr abgenommen hat, als daß die Heerden länger daselbst gehalten werden könnten; wenn ein Einwohner in demselben stirbt, es mag nun der Tod natürlich oder zufällig seyn; endlich um die Gottheit zu versöhnen, wenn eine Seuche die Schafheerden befällt.

Wollen sie ein öffentliches Gastmahl anstellen, so errichten sie in der Mitte des Kraales eine Art von Bude, worin alle Mannspersonen Raum genug haben. Man nimmt dazu ganz neue Materialien, als ein Sinnbild des Vorsatzes, ein neues Leben zu beginnen. Am Morgen des zur Feyerlichkeit bestimmten Tages sammeln die Weiber und Kinder des Kraales die schönsten und wohlriechendsten Kräuter, Blumen und Aeste ein, womit sie die Bude oder Laube schmücken. Die Mannspersonen schlachten alsdann den fettesten Stier, wovon ein Theil gekocht, der andere gebraten wird. Das Fleisch verzehren die Mannspersonen in der Bude, indeß die Weiber mit der Brühe fürlieb nehmen müssen.

Nach der Mahlzeit fangen sie Tabak zu rauchen und zu tanzen an, während eine Bande Musikanten sich mit einer Art Pfeifen von Rohr und mit Trommeln von Zeit zu Zeit hören läßt. Einige

ge singen, andere scherzen, und die Freude äußert sich überall durch schallendes Gelächter. So unmäßig sie aber auch starke Getränke lieben, so sieht man doch bey dergleichen Feyerlichkeiten wenig oder gar nichts der Art. Gewöhnlich bleibt man bis sehr spät in die Nacht beysammen.

Will man einen Kraal, wegen des Mangels an Weideplätzen, an einen andern Ort versetzen, so schlachtet man ein fettes Schaf, welches die Männer verzehren, indeß die Weiber mit der Brühe zufrieden seyn müssen. Man hält die Mahlzeit bey vieler Fröhlichkeit und voll guter Laune, und man betrachtet sie als eine Danksagung für den Segen der Natur, dessen man sich an dem bisherigen Orte hat erfreuen können.

Ist diese Feyerlichkeit vorüber, so brechen die Hottentotten ihre Hütten ab, packen ihr Geräthe zusammen, und ziehen auf einmahl, die Mannspersonen in einem Haufen, und die Weiber in einem andern, nach dem Orte hin, der für die neue Niederlassung bestimmt ist. Sind sie daselbst angekommen, so errichten sie in einem sehr kurzen Zeitraume einen neuen Kraal, und bringen ihr Geräthe an den gehörigen Ort. Die Weiber schlachten hierauf ein Schaf, und richten es wie vorher zu; aber jetzt genießen sie das Fleisch selbst, und schicken die Brühe den Männern. Haben sie darauf ihre Krosse mit dem Fette eingeschmiert, und ihr Haar mit Buchu gepudert, so beginnen unter ihnen die verschiedenen Lustbarkeiten, und dauern bis weit in die Nacht fort. Das Schaf wird hier als ein Opfer betrachtet, und auch das Einschmieren und Pudern gilt für religiöse Formalitäten, um von der Gottheit das Glück des Kraales und

dauernden Uiberfluß in dem neuen Aufenthalte zu erflehen.

Ihre Hütten sind alle oval, indem der längste Durchmesser derselben gegen vierzehn Fuß beträgt. Sie werden aus Stücken Holz verfertigt, wovon man das eine Ende in den Boden steckt, das andere aber oben so beugt, daß es einen Bogen bildet; aber sie sind nur selten so hoch, daß ein Mann in ihnen aufrecht stehen könnte. Die Bogen werden befestigt, indem man Querhölzer mit Stricken von Binsen daran bindet; und dieß Gerippe wird sodann mit Matten bedeckt, die so genau unter einander sowohl als mit dem Holzwerke verbunden sind, daß kein Regen hinein dringen, und eben so wenig der Wind ihnen etwas anhaben kann.

Die Hütten der reichen Hottentotten haben auch noch eine Bedeckung von Häuten. Uibrigens besitzen sie insgesammt keine andere Oeffnung als wo man hineingeht. Diese ist gleichfalls bogenförmig und etwa drey Fuß hoch; und oben an derselben ist eine Haut befestiget, welche man nach Gefallen in die Höhe zieht oder herab läßt, um den Wind abzuhalten, oder Licht in das Innere fallen zu lassen. Auch ist diese Oeffnung der einzige Durchzug für den Rauch. Ihr Hausgeräthe besteht in irdenen Töpfen, worin sie ihre Speisen zurichten, und in mancherley andern Gefäßen für Wasser, Milch und Butter. Der Heerd ist ein Loch in der Mitte der Hütte; und ihr Bett eine Haut, in einer kleinen Höhlung ausgebreitet, die in dem Boden eigens zu dieser Absicht gemacht worden.

Ein Kraal besteht aus zwanzig und mehr solchen Hütten, die bey einander in einem Kreise stehen, indem in der Mitte ein leerer Platz bleibt;

und jeder Kraal enthält drey bis vierhundert Personen. Die Wohnungen der Wohlhabenden sind öfters mit schönen Häuten und mancherley Tand behangen; und obgleich selbst die prächtigsten darunter enge, dunkel und schmutzig sind, so herrscht doch fast allgemein in ihnen Harmonie, dieser himmlische Reitz, den man so selten selbst in den herrlichsten Palästen Europens findet.

Ereignet sich ein Zwist zwischen einem Ehepaare, so wird er schleunig beygelegt; alle Nachbarn vermitteln augenblicklich die Streitigkeiten, und der Zank ist zu Ende. In der That eilen die Hottentotten zur Unterdrückung von Zwistigkeiten, wenn dergleichen in einer Familie ausbrechen, so wie wir eine Feuersbrunst zu löschen uns bemühen, und sie ruhen nicht eher, als bis alles Streitige in Richtigkeit gebracht worden.

Die letzte öffentliche Ceremonie, die wir erwähnen müssen, sind die Sühnopfer bey einer Krankheit der Schafe; eine Feyerlichkeit, welche drey Tage dauert. Die Alten kommen jeden Tag für sich zusammen und verzehren das fette Schaf; die jungen Männer essen in einer Entfernung die Eingeweide; und die Weiber und Kinder werden mit der Brühe des gekochten Fleisches bewirthet. Ist die Mahlzeit vorüber, so bringen sie den übrigen Theil eines jeden Tages mit Singen und Tanzen zu.

Das Vieh, das einem und demselben Kraale gehört, weidet gemeinschaftlich; und der niedrigste Einwohner, der nur ein einziges Schaf besitzt, hat das Recht es zur Heerde zu geben, wo man dafür eben so gut sorgt, als wenn es der reichsten und mächtigsten Person im Kraale zugehörte. Es gibt keine besondern Hirten oder Schäfer, welche

das Vieh auf die Weide treiben, und vor wilden Thieren schützen. Dieses Amt verwalten wechselsweise drey bis vier Bewohner des Kraales in Gesellschaft, deren Weiber die Kühe Morgens und Abends melken.

Zwischen fünf und sechs Uhr des Abends treiben sie meistens ihr Vieh nach Hause. Auf dem leeren Platze in der Mitte des Kraales bleiben die Kälber und alles kleine Vieh; auf der Außenseite hingegen das größere, wovon je zwey und zwey an den Füßen zusammen gebunden werden. Die Nachtwachen besorgen Hunde, deren jeder Kraal einen oder ein Paar hat.

Die Hottentotten besitzen eine Art von Streitochsen, welche sie Backeleyer nennen, und deren sie sich in ihren Kriegen bedienen, so wie einige andere Nationen von Elephanten in derselben Absicht Gebrauch machen. Diese Thiere stoßen, schlagen und treten den Feind mit unglaublicher Wuth todt. Jede Armee besitzt davon eine Heerde, die sie gegenseitig wider einander treiben. Der Muth dieser Thiere ist erstaunenswürdig; und die Disciplin, woran sie gewöhnt sind, macht dem Genie und der Geschicklichkeit der Hottentotten keine geringe Ehre.

Diese Thiere leisten ihnen aber auch bey dem Weiden ihrer Heerden treffliche Dienste; denn auf ein gegebenes Signal treiben sie diejenigen Stücke zurück, die sich zu weit entfernt haben. Ein jeder Kraal hält wenigstens ein halbes Dutzend solcher Ochsen; und wenn einer derselben stirbt oder für den Dienst zu alt wird, so sucht man den stattlichsten jungen Ochsen in der Heerde aus, und richtet ihn gehörig ab, um die Stelle des erstern mit ihm zu ersetzen.

Die Backeleyer kennen einen jeden Bewohner des Kraales; aber wenn ein Fremder, besonders ein Europäer, sich der Heerde nähert, ohne einen Hottentotten aus dem Kraale bey sich zu haben, zu welchem sie gehören, so greifen sie ihn in vollem Gallop an; und kann er nicht einem von den Hirten zurufen, oder auf einen Baum steigen, oder sich durch Schießgewehr vertheidigen, so ist sein Tod unvermeidlich. Aber kaum hören die Ochsen das Pfeifen ihrer Hüter durch die Finger, oder den Knall einer Pistole, so kehren sie zu ihrer Heerde ruhig zurück.

Die Hottentotten besitzen auch große Haufen Zugochsen, welche mit so vieler Kunst zahm gemacht sind, und ihren Treibern in einem solchen Grade Folge leisten, daß die Gelehrigkeit eines europäischen Hundes nicht größer seyn kann.

Die Hottentotten sind in mehren Künsten erfahren. Sie verfertigen Matten und Seile von großer Stärke aus Schwertel und Binsen, und bereiten sich irdene Töpfe aus der Erde der Ameisenhaufen, worin die zerquetschten Ameiseneyer einen sehr festen Kitt abgeben. Sie formen das Gefäß auf einem glatten, flachen Steine mit der Hand, so wie ein Pastetenbäcker mit einer Pastete verfährt, lassen dasselbe dann an der Sonne trocknen, und brennen es hierauf in einem in die Erde gemachten Loche, worüber sie ein lebhaftes Feuer auflodern lassen. Diese Töpfe sind so schwarz wie Gagat, und von ungemeiner Festigkeit.

Sie schärfen ihre Waffen mit Eisen, welches sie selbst aus dem Erze zu ziehen wissen. Mit keinen andern Instrumenten als mit Steinen versehen, verarbeiten sie dasselbe, und verfertigen daraus Waffen, worauf sie es auf einem flachen Stei-

ne so artig schleifen und poliren, daß es nicht nur zum Gebrauch tauglich wird, sondern selbst ein schönes Ansehen gewinnt. Allein eine Arbeit der Art verträgt sich nicht mit ihrer gewöhnlichem Trägheit; denn hat ein armer Hottentotte sich das nöthige Waffengeräthe zu seinem eigenen Bedarf, und allenfalls noch ein zweytes zum Verkauf verfertiget, wofür er zwey bis drey Stück Vieh bekommen hat, so läßt er sich schwerlich je bewegen, dieselbe Arbeit zum dritten Mahle vorzunehmen.

Ihre Pfeile bestehen aus einem kleinen, spitzig zulaufenden Stecken oder Rohre, ungefähr anderthalb Fuß lang, das an der Spitze ein kleines dünnes Stück Eisen hat, welches mit einem Widerhaken versehen, und an das Holz vermittelst eines Ringes befestiget ist. Die Bogen sind von Oelbaum- oder Eisenholz; und zu den Sehnen nehmen die Hottentotten die sehnichten Theile oder Därme der Thiere, indem sie sie an einen starken hölzernen oder eisernen Haken an jedem Ende des Bogens befestigen. Der Köcher ist ein langer enger Beutel, aus der Haut eines Ochsen, Hirsches oder Elephanten verfertiget, den sie über der Schulter an einem ledernen Riemen tragen. Am obern Ende des Köchers findet sich ein Haken, an welchem der Bogen hängt, wenn sie in den Krieg oder auf die Jagd gehen.

Sie besitzen eine andere Angriffswaffe, Hassagay genannt, welches eine Art von Halb-Pike ist. Der Schaft ist ein langer, spitzig zulaufender Stab, am dicksten Ende mit einer dünnen eisernen Platte versehen. Er läuft in eine Spitze aus, und ist an den Rändern sehr scharf. Der Rackumstock ist eine Art von Wurfspieß, nur we-

nig über einen Fuß lang, und von einem harten Holze gemacht.

In dem Gebrauche dieser Waffen zeigen die Hottentotten einen so schnellen Blick und zielen so gewiß, als man vielleicht bey keinem andern Volke beobachtet. Sie stehen nicht stille, wie die Europäer, um ihr Ziel zu fassen, sondern springen von einer Seite auf die andere, und schwingen und drehen ihre Waffe auf eine Weise, daß man alles nur für Spielerey halten möchte; plötzlich aber fährt die Waffe los, und das Ziel ist getroffen. Ihre Geschicklichkeit bey dergleichen Gelegenheiten übersteigt fast allen Glauben.

Nirgens gibt es muthigere oder geschicktere Jäger; und im Fangen und Tödten der wildesten Thiere legen sie große Kunst und Fertigkeit an den Tag. Auch sind sie sehr geschickte Schwimmer; und diese Leibesübung verrichten sie auf eine Weise, die von der Gewohnheit anderer Nationen ganz abweicht. Sie schlagen nähmlich das Wasser mit ihren Füßen, und indem sie ihren Körper aufrecht halten, fahren sie im Wassen mit hervorragendem Halse und Armen hin. In dieser Positur setzen sie über tiefe Flüsse; und sie begeben sich sogar mit großer Schnelligkeit in die See, ohne die geringste Furcht vor Gefahr zu äußern, auf die Weise, welche europäische Schwimmer das Wassertreten nennen, indem sie dabey mit den Wellen, wie Kork, sich erheben und sinken. Im Fischen ist ihre Geschicklichkeit und Behendigkeit gleichfalls ganz außerordentlich.

Aber der größte Stolz eines Hottentotten gründet sich auf das Jagen und Tödten wilder Thiere. Wenn alle männliche Bewohner eines Kraales auf die Jagd gegangen sind, und ein

wildes Thier von einiger Größe entdecken, so suchen sie dasselbe zu umzingeln, was meistens auch in kurzer Zeit geschieht, obgleich das Thier zu entfliehen versucht. Haben sie einen Elephanten oder ein Nashorn umringt, so greifen sie das Thier mit Hassagayen an, weil die Härte und Dicke seiner Haut es gegen die Wirkungen eines Pfeilregens schützt. Kann es nicht sogleich todt hingestreckt werden, und ist es im Stande, den Angriff zu erwiedern, so bilden die Hottentotten einen so weiten Kreis, als sie können, um das Thier mit ihren Hassagayen wirksam zu erreichen. So wie dasselbe sich verwundet fühlt, läuft es mit großer Wuth und brüllend auf diejenigen zu, woher die Spieße zu kommen schienen; jetzt wird es von andern im Rücken angegriffen; es dreht sich nun wieder um, um sich an den neuen Feinden zu rächen, worauf die vorigen ihren Vortheil gleichfalls benutzen. Die Hassagayen vermehren sich auf seinem Körper; das Thier brüllt, reißt den Erdboden auf, und wird zuweilen mit einem Walde von Wurfgeschoß bedeckt, bevor es zu Boden stürzt.

Wenn ein Löwe, Tiger oder Leopard auf diese Weise eingeschlossen worden ist, so greifen die Hottentotten ihn sowohl mit Hassagayen als mit Pfeilen an. Mit Augen, die Feuer sprühen, und mit rasender Wuth stürzt er auf seine Gegner zu. So schnell er aber ist, so sind jene doch schneller; und sie entgehen ihm mit erstaunlicher Behendigkeit, bis sie durch andere ihrer Jagdgenossen Luft bekommen. Das Thier springt so schnell, daß ein Zuschauer für das Schicksal dessen, auf welchen es losstürzt, zittert; aber der Hottentotte weiß seiner Wuth in einem Augenblicke zu entgehen, und das

Thier läßt seinen Zorn am Erdboden aus. Es kehrt zurück, und springt von einem nach dem andern zu, aber immer umsonst; die Hottentotten entfliehen mit der Schnelligkeit eines Gedankens, und immer kämpft das Thier nur mit der Luft.

Diese ganze Zeit über regnet es Hassagayen und Pfeile auf seinen Rücken; es wird rasend vor Schmerz, und indem es von dem einen Feinde auf den andern zurennt und springt, und von Zeit zu Zeit sich wälzt, um die Pfeile und Hassagayen, die in ihm stecken, abzubrechen, schäumet, heulet und brüllet es auf die entsetzlichste Weise.

Nichts kann bewundernswürdiger seyn als die Thätigkeit und Behendigkeit, mit welcher die Hottentotten den Klauen dieser wilden Thiere entgehen, und die unglaubliche Schnelligkeit und Entschlossenheit, mit welcher sie sich unter einander ablösen. Wird das Thier nicht schnell getödtet, so wird es doch bald überzeugt, daß es unmöglich ist, einen so behenden Feinde Wiederstand zu leisten; mithin sucht er die Flucht zu ergreifen, weil aber sein Rücken um diese Zeit schon mit Pfeilen und Hassagayen, die zum Theil gewöhnlich vergiftet worden, bedeckt ist, so fällt es nieder und muß in das Gras beißen.

Inzwischen greifen die Hottentotten nicht oft einen Elephanten, ein Nashorn oder eine Antilope auf diese Weise an. Die Elephanten begeben sich immer nach dem Wasser truppweise in einer Linie, und bilden so einen Pfad von ihren Lagern nach dem Orte, wo sie ihren Durst stillen. In dieser Strecke graben die Hottentotten ohne Spaten und Axt — denn sie besitzen keines von beyden — ein sechs bis acht Fuß tiefes Loch, in dessen Mitte sie einen starken, spitzig zulaufenden Pfahl, fast von

gleicher Höhe mit dem Loche, befestigen. Ist dieß geschehen, so bedecken sie es mit kleinen Zweigen, Blättern, Erde und Gras, so daß keine Spuren von einer Falle übrig bleiben.

Da die Elephanten sich an diesen Pfad genau zu halten pflegen, so kann es nicht fehlen, daß der erste mit seinen Vorderfüßen in das Loch fallen muß. Sein Hals oder seine Brust wird von dem Pfahle durchbohrt, auf welchem der ganze Körper auffällt; und jemehr der Elephant loszukommen strebt, desto tiefer dringt der Pfahl in ihn ein. Sobald die übrigen Elephanten das Unglück ihres Gefährten sehen, machen sie sich sogleich fort. Mittlerweile kommen die Hottentotten, wenn sie den glücklichen Erfolg ihres Hinterhaltes beobachtet haben, aus ihrem Schlupfwinkel hervor, steigen auf den Hals des Thieres, und zertrümmern entweder den Schädel desselben mit schweren Steinen, oder öffnen die großen Adern mit ihren Messern. Das Fleisch wird dann in Stücke zerschnitten, und nach dem Kraale geschafft, wo alle Einwohner davon einen fröhlichen Schmaus halten.

Es ist bereits bemerkt worden, daß der Reichthum der Hottentotten in ihren Heerden besteht. Sonst zeigt sich derselbe in keinem andern Artikel, außer in Elephanten-Zähnen, wovon sie sich eine große Menge zu verschaffen wissen, wiewohl sie deren nur wenig nach dem Cap bringen. Die Holländer glauben, daß sie den größern Theil derselben an die Einwohner von Terra du Natal, oder auch an die Portugiesen zu Mosambique verhandeln.

Diese unverdorbenen Naturmenschen haben nichts unter sich, was der klingenden Münze gleicht; ihr Verkehr unter einander sowohl als mit Frem-

den besteht immer nur in Tauschhandel. Wenige von ihnen tauschen zuweilen für Straußeneyer oder für Häute von wilden Thieren Wein, Branntwein, Tabak, Pfeifen, Korallen, Kügelchen, kleine Spiegel, Messer und Kleinigkeiten von Messing von den Europäern ein. Aber im Allgemeinen geben sie Vieh in Tausch, sie mögen nun mit den Europäern oder unter sich selbst Handel treiben; und dieses kann man von ihnen um ungewöhnlich niedrige Preiße bekommen. So oft ich mit ihnen tauschen wollte, erhielt ich für ein Pfund Tabak einen Ochsen, für ein halbes Pfund ein großes Schaf, und für ein Viertelpfund ein fettes Lamm. Doch wurde der Handel schneller geschlossen, wenn ich mein Anerbieten mit einem Schluck Branntwein unterstützte.

Die wilden Thiere dieses Landes sind in einem hohen Grade muthig und wild. Die Löwen besitzen eine erstaunenswürdige Stärke. Wenn sie auf ihre Beute herfallen, so werfen sie dieselbe erst nieder; und sie zerreißen sie nie eher, als bis sie ihr den tödlichen Schlag versetzt haben, welcher immer mit einem furchtbaren Gebrülle begleitet wird.

Wenn der Löwe von Hunger gequält wird, so schüttelt er seine Mähne, und schlägt seine Seiten mit dem Schwanze. Während dieser Periode geht, wer ihm begegnet, einem fast unvermeidlichen Tode entgegen; und da er meistens seiner Beute hinter den Büschen auflauert, so bemerken die Reisenden zuweilen die Bewegung seines Schweifes erst dann, wenn es schon zu spät ist. Allein wenn ein Löwe weder seine Mähne schüttelt, noch sich mit seinem Schweife schlägt, so kann ein Reisender ohne Furcht bey ihm vorübergehen. Das

Fleisch eines Löwen soll nach der Meinung einiger dem Wildpret ähneln.

Der Tiger und der Leopard kommen an Wildheit zunächst nach dem Löwen. Der Tiger ist am größesten, und unterscheidet sich durch Ringe von schwarzem Haare, welche gelbe Flecke einschließen; hingegen die schwarzen Streifen des Leoparden sind nicht rund, sondern haben eine Oeffnung, wodurch sie einem Hufeisen gleichen. Keines dieser Thiere frißt das Fleisch eines Geschöpfes, das sie nicht selbst getödtet haben.

Ein gewisser Bowman, ein Bürger in der Capstadt, ward einst, als er auf dem Felde allein ging, von einem Tiger überfallen, welcher nach seiner Kehle sprang. So sehr er auch darüber erschrack, so hatte er doch Gegenwart des Geistes genug, das Thier bey dem Kopfe zu fassen, mit ihm zu kämpfen, und es nieder zu werfen, wobey er auf dasselbe fiel. Indem er es so mit der einen Hand und der Schwere seines Körpers niederhielt, zog er mit der andern Hand ein Messer aus der Tasche und schnitt ihm damit die Kehle durch. In diesem ungleichen Kampfe bekam Bowman eine Menge Wunden, und verlor viel Blut; und dieß ist vielleicht der einzige Fall, wo ein Mensch blos durch seine Stärke es mit diesem fürchterlichen Thiere hat aufnehmen können.

Die Elephanten am Cap sind weit größer als die in jedem andern Lande, und ihre Zähne wiegen von sechzig bis hundert und zwanzig Pfund. Das Weibchen ist merklich kleiner als das Männchen, und es hat die Zitzen zwischen den Vorderschenkeln. Ich bin überzeugt, daß sich diejenigen Schriftsteller irren, welche vorgeben, daß die Elephanten stehend schlafen; denn ich habe öfters tiefe

Eindrücke von ihrem Körper auf dem Erdboden gesehen, wo sie gelegen hatten. Ihre gewöhnliche Nahrung ist Gras, Heide, Wurzeln und die zarten Zweige der Bäume. Sie haben kein Haar, und ihre Haut ist mit einer Menge Narben und Risse bedeckt, welche sie sich zuziehen, wenn sie durch Dornen und Buschwerk hindurchdringen.

Das Nashorn am Cap ist von dunkler Aschfarbe, die sich ins Schwarze zieht. Die Haut ist ohne Haar; aber sie ist so hart, daß es schwer hält, mit einem scharfen Messer durchzukommen. Gewöhnlich gibt man vor, als ob dieses Thier überall mit Schuppen bedacht sey; allein die am Cap haben deren keine, wiewohl die zahllose Menge von Narben und Rissen an den Seiten derselben in einiger Entfernung ganz das Ansehen von Schuppen hat. Seine Schnauze gleicht der eines großen Schweines, und auf seiner Nase findet sich ein dichtes, dunkelgraues, gegen zwey Fuß langes, etwas gebogenes Horn, mit welchem es, wenn es in Wuth ist, den Erdboden aufreißt. Auf der Stirn steht ein anderes Horn, gegen sechs Zoll lang, hohl und der Form nach einer halb umgekehrten Schale gleichend. Die Ohren sind klein, und die Unterschenkel nach Verhältniß der Größe des Körpers kurz. Mit dem Elephanten lebt dieß Thier in beständiger Feindschaft; und wenn es ihn überfällt, reißt es seinen Unterleib mit dem fürchterlichen Horn auf der Nase auf.

Windwärts wittert es leicht ein jedes Geschöpf, und geht dann gerades Weges auf dasselbe los, indem es grunzt, und sich einen Weg durch jedes Hinderniß mit Gewalt bahnt. Ungereizt greift es niemahls einen Menschen an, ausgenommen wenn er scharlachrothe Kleider trägt; in welchem

Falle es alles zerreißt und zerstört, was sich zwischen ihm und dem Gegenstande seines Zornes findet. Ergreift es den Menschen, so wirft es ihn über den Kopf mit großer Heftigkeit; und dann frißt es ihn, indem es das Fleisch von den Knochen mit seiner rauhen und stachlichten Zunge ableckt.

Seine Augen sind sehr klein, und es kann nur gerade vorwärts sehen; ob es aber gleich ziemlich schnell zu Fuße ist, so ist es doch, wenn es sich umdrehen will, sehr langsam und unbehülflich. Man kann ihm daher leicht entgehen, wenn man, sobald man ihm nahe gekommen ist, seine Richtung plötzlich verläßt. Dieses Thier nährt sich hauptsächlich von Stauden, Ginster und Disteln.

Die Büffel des Caps sind von ansehnlicher Größe und von röthlich brauner Farbe. Ihre Hörner sind kurz, und ihre Haut ist so hart und zähe, daß man ein sehr gutes Feuergewehr haben muß, wenn die Kugel hindurchdringen soll. Der Anblick von irgend etwas rothem macht auch dieses Thier rasend; so wie es auch rasend wird, wenn man ein Gewehr in der Nähe desselben abfeuert. Bey dergleichen Gelegenheiten brüllen sie, stampfen, reißen den Erdboden auf, und rennen wüthend auf ihren Beleidiger los.

Die Antilopen am Cap sind meistens fünf Fuß hoch. Ihr Kopf ist klein, und ihre Hörner ungefähr einen Fuß lang und gewunden; aber die Enden derselben sind gerade, glatt und zugespitzt. Der Hals ist schlank und schön geformt, und das Haar am Körper glatt, weich und aschfarbig. Die Unterschenkel sind lang und schlank, und der Schwanz mißt in der Länge gegen einen Fuß. Sie erklimmen die steilsten Anhöhen mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit und Sicherheit.

Der Zebra oder der in diesem Lande einheimische wilde Esel ist ein ungemein schönes Geschöpf. Es hat die Größe eines gewöhnlichen Reitpferdes, und gleicht einem Esel in nichts so sehr, wie in der Länge seiner Ohren. Die Unterschenkel dieses Thieres sind schlank und wohl proportionirt, und sein Haar ist weich und glatt. Längs dem Rückgrate läuft ein schwarzer Streif von der Mähne nach dem Schwanze hin, und auf jeder Seite finden sich viele Linien von mancherley Farben, welche unter dem Bauche in eben so viel Kreisen zusammen laufen. Der Kopf, die Ohren, die Mähne und der Schweif sind mit derselben schönen Mannichfaltigkeit von Farben gestreift, und diese verlieren sich in einander auf das herrlichste. Der Zebra ist so schnell, daß es wohl in der Welt kein Pferd gibt, welches mit ihm gleichen Schritt halten könnte.

Die Ziegen sind von verschiedenen Arten. — Außer denen, die der europäischen Zucht gleichen, gibt es auch welche von schöner blauer Farbe und von der Größe eines Hirsches. Ihre Hörner sind sehr artig bis fast an das Ende geringelt. Das Fleisch ist sehr wohlschmeckend, aber nur selten fett.

Die gefleckten Ziegen sind außerordentlich zahlreich; man kann deren in einer Heerde über tausend zählen. Es sind sehr schöne Geschöpfe, und fast eben so groß, wie die vorige Art. Ihre Hörner sind rückwärts geneigt; bis zur Mitte laufen sie spiralförmig, von da aber bis ans Ende sind sie gerade und glatt. Ihr Fleisch schmeckt wie Wildpret.

Noch gibt es eine andere Art, mit einem schönen Kopfe, geziert mit glatten, gebogenen und

spitzigen Hörnern, die drey Fuß lang sind, und sich nach dem Rücken zu erstrecken. Von der Stirn an bis zum Schwanze läuft ein weisser Streif hin, welcher bey den Schultern von einem andern durchkreuzt wird. Ein weisser Strich läuft gleichfalls quer über die Mitte des Rückens, und zieht sich an beyden Seiten des Bauches herunter. Ein dritter durchkreuzt den Rücken über den Lenden, und läuft daran herunter. Das Haar an anderen Theilen des Körpers ist graulich, mit kleinen rothen Tüpfelchen, ausgenommen daß der Bauch sich ins Weiße zieht.

Die Erdschweine dieses Landes sind den europäischen Schweinen nicht unähnlich, nur sind sie etwas roth; auch ist ihr Kopf länger, und der Rüssel spitziger und ohne Zähne. Die Zunge ist sehr lang und scharf. Ist das Thier hungrig, so sieht es sich nach einem Ameisenhaufen um, streckt seine Zunge weit aus, und läßt die Ameisen darauf kriechen. Ist die Zunge damit bedeckt, so zieht es sie wieder ein, und verschluckt die Ameisen in großer Menge, worauf es dieselbe List, um mehr Beute zu erhaschen, wiederhohlt. Es gräbt Löcher in den Erdboden, worin es sich verbirgt; und bey diesem Geschäfte zeigt es große Behendigkeit. Ist es nur im Stande, mit Kopf und Vorderfüßen sich in die Erde zu arbeiten, so steckt es darin gleich so fest, daß der stärkste Mann es nicht wieder herausziehen kann. Das Fleisch schmeckt fast wie das vom wilden Schweine.

Die Stachelschweine am Cap sind ungefähr zwey Fuß hoch und drey Fuß lang. Der Kopf und die Füße gleichen denen eines Hasen, und die Ohren ähneln den menschlichen. Das Fleisch ist gesund und von gutem Geschmacke.

Die-

Dieses Thier richtet in den Gärten viel Unheil an. Hat man daher die Oeffnung entdeckt, durch welche es in den Garten kommt, so richtet man gegen dieselbe eine geladene Flinte mit aufgezogenem Hahne. An den Drucker ist eine Schnur gebunden, welche längs dem Laufe bis an die Mündung hinläuft, und an die eine eßbare Wurzel befestiget ist. Indem nun das Stachelschwein sich dieser Lockspeise bemächtigen will, zieht es an dem Drucker, das Gewehr geht los, und das Thier verliert gewöhnlich sein Leben.

Die Paviane sind sehr zahlreich; und da sie sehr lüstern nach Früchten sind, so kommen sie oft in die Gärten, um derselben habhaft zu werden. Haben sie einen solchen Raub vor, so stellen sie einige aus ihrer Mitte als Wachen aus; und dann fängt eine Anzahl an, die Früchte abzupflücken, indeß sich die andern in einer Linie nach gewissen Zwischenräumen, von dem Orte an, wo sie die Früchte stehlen, bis zu ihren gewöhnlichen Schlupfwinkeln ausdehnen. So wie die Frucht abgebrochen worden ist, wird sie dem Pavian an der Spitze der Linie zugeworfen, und geht so unmittelbar aus der einen Hand in die andere bis auf die Berge. Da diese Thiere so behend sind und so scharf sehen, so fangen sie fast immer auf, was ihnen zugeworfen wird.

Alles dieß geschieht ganz in der Stille und mit großer Schnelligkeit; und wenn die auf der Wache stehende Parthey irgend jemanden sich nähern sieht, so erhebt sie ein lautes Geschrey, worauf der ganze Trupp die Flucht ergreift, als ob der Tod leibhaftig ihnen nachsetzte. Die Jungen springen dabey auf den Rücken ihrer Mütter.

Man glaubt, daß sie Nachlässigkeit bey den Schildwachen mit dem Tode bestrafen. — Denn werden Paviane gefangen oder erschossen, ehe jenes warnende Geschrey sich hat hören lassen, so bemerkt man unter ihnen, wenn sie ihre Schlupfwinkel wieder gewinnen, einen Lärm, als ob sie sich zankten; und es ist nichts ungewöhnliches, die Körper einiger von ihnen unterweges in Stücken zerrissen zu finden.

Der Stinkbinsen ist eines der außerordentlichsten Thiere am Cap. Man nennt ihn auch die Stinkbüchse. Der Gestank dieses Thieres ist die einzige Waffe, womit es sich gegen seine Feinde vertheidiget. Es ist wie ein Frett gestaltet, und ungefähr so groß wie ein Hund von mittlerer Größe.

Wenn seine Verfolger, Menschen oder Thiere, ihm ziemlich nahe kommen, so läßt es aus dem After einen so fürchterlichen Gestank, daß kein Geschöpf ihn aushalten kann. Ein Mensch erstickt fast dadurch, ehe er sich entfernen kann; und ein Hund oder ein anderes Thier wird davon so stark angegriffen, daß es jeden Augenblick stille stehen muß, um die Nase an das Gras oder einen Baum zu reiben.

Hat es so seinen Verfolger von sich abgewehrt, so läuft es eine große Strecke voraus, bevor die Jagd erneuert werden kann; und nähert sich jener ihm von neuem, so läßt es wieder denselben Dunst fahren, wodurch es zum zweyten Mahle entwischt. Auf diese Weise fährt es fort, bis der Feind durch Gestank aus dem Felde geschlagen worden.

Zuweilen schießen die Europäer dieses Thier, aber man muß es liegen lassen, bis es fault. Kaum ist es todt, so nimmt der ganze Körper einen so eckelhaften Geruch an, daß eine einzige

Berührung mit dem Finger diesem einen Gestank mittheilt, den man nicht leicht aushalten und einige Zeit lang durch kein Waschen wegschaffen kann. —

Noch gibt es am Cap viele andere vierfüßige Thiere, wovon einige in Europa einheimisch sind. Die übrigen, die man auch in andern warmen Himmelsstrichen antrifft, sind von Reisenden und Naturforschern häufig beschrieben worden.

Man findet daselbst eine Menge europäischer Vögel, aber auch viele, die in Europa nicht anzutreffen sind. Die Flamingos des Caps sind größer als ein Schwan; ihr Hals ist sehr lang, der Schnabel gekrümmt und mit kurzen, scharfen Zähnen versehen. Kopf und Hals sind weiß; die untern Theile der Flügel schwarz, aber die obern hell feuerfarben. Die Unterschenkel sind ungewöhnlich lang und pomeranzenfarbig, und die Füße gleichen denen einer Gans. Das Fleisch ist von gutem Geschmacke, und die große Zunge gilt für eine besondere Delikatesse.

Strauße finden sich hier so sehr zahlreich, daß man kaum eine Viertelstunde weit landeinwärts gehen kann, ohne deren einige zu erblicken. Das Gefieder ist bey einigen schwarz, bey andern weiß. Der Kopf ist sehr klein in Verhältniß des Körpers, welcher die meiste Größe in der ganzen Klasse der Vögel besitzt; der Hals lang; die Unterschenkel dick und stark; und die Füße, die gespalten sind, ähneln den Füßen einer Ziege.

Die Schwere des Körpers hindert den Strauß am Fliegen; aber wenn er eine Gefahr besorgt, läuft er und fängt dabey mit den ausgespannten Flügeln den Wind auf, wodurch er eine Schnelligkeit erhält, die derjenigen eines Reiters gleich

kommt. Findet er, daß er seinem Verfolger nicht entfliehen kann, so versteckt er den Kopf, steht stille, und erwartet sein Schicksal ruhig.

Die Strauße verschlucken Kieselsteine oder Stücken Eisen, die sie hernach fast unverändert wieder ausleeren. Sie lassen sich leicht zahm machen, und ihre Eyer sind so groß, daß eines derselben zu einer ziemlich guten Mahlzeit für drey bis vier Personen dienen kann *). Die Strauße am Cap verlassen nicht ihre Eyer, damit sie von der Sonne ausgebrütet werden, denn das Männchen und das Weibchen besorgen wechselsweise das Geschäft des Brütens; zwar legen sie dieselben in den Sand, aber wenn jemand sie auch nur anrührt, so verläßt sie der Strauß augenblicklich. Die Jungen können einige Zeit lang nicht gehen, nachdem sie aus der Schale gekrochen sind; die Alten sorgen daher für sie, bis sie dieß selbst thun können.

Der Edolio kommt mit dem europäischen Kukuk vollkommen überein, und findet sich hauptsächlich auf hohen Bäumen und im Dickig. Bey schönem Wetter wiederhohlt er deutlich die Sylben, woraus sein Nahme besteht, in einem tiefen, melancholischen Tone, und dieß ist sein einziger Gesang.

Unter den kriechenden Thieren am Cap gibt es verschiedene Schlangenarten, wovon die Baumschlange eine der merkwürdigsten zu seyn scheint.

*) Der Verfasser besitzt eine Schaale von einem Straußeneye, in Form eines Trinkgeschirres, welche gegen drey Pinten Weinmaß hält. Ursprünglich muß sie groß genug gewesen seyn, um wenigstens zwey Quart zu enthalten.

Sie ist gegen zwey Yards lang und drey Viertelzoll dick. Dieses Geschöpf windet sich um die Aeste eines Baumes auf eine solche Weise, daß es sich von denselben nur mit Mühe unterscheiden läßt; der ganze Unterschied in Rücksicht der Farbe besteht aus einigen Flecken; und während daher Personen nach dem Baume sehen, fährt die Schlange zuweilen mit dem Kopfe nach ihnen zu, und verwundet sie im Gesichte.

Die Dipsas oder die Durstschlange bekommt ihren Nahmen von dem brennenden Durste, welchen ihr Biß verursacht. Man trifft sie häufig am Cap auf dem Lande an, und sie ist gegen drey Viertel eines Yards lang.

Die Natter (Aspis) ist aschfarben mit rothen und weissen Flecken. Kopf und Hals sind sehr breit; die Augen flach und tief im Kopfe liegend, und in der Nähe eines jeden erhebt sich eine fleischige Hervorragung. Diese Schlangen sind von verschiedener Größe, und einige mehrere Yards lang.

Die Haarschlange ist ungefähr einen Yard lang, und drey Viertel Zoll dick. Sie ist die gefährlichste von allen Schlangen dieser Gegend; ihr Biß verursacht fast augenblicklichen Tod, wenn man nicht ein Gegengift zur Hand hat.

Scorpionen findet man hier in sehr großer Menge. Sie halten sich meistens unter den Steinen auf, weßhalb man diese sehr behuthsam mit den Händen bewegen muß, damit nicht ein Stich die Folge davon werde.

Die hier einheimischen Amphibien sind die Seekuh und die Schildkröte, deren Fleisch für ein sehr köstliches Gericht gehalten wird.

Die See ist an Fischen außerordentlich reich. Man findet darin Wallfische, Delphine, Pilot-

fische, Hayen, fliegende Fische, und viele andere Gattungen.

Auch gibt es verschiedene Arten Meerschnecken und Muscheln, worunter die Perlmuscheln am merkwürdigsten sind. Es gewährt eine angenehme Unterhaltung, sie auf der Oberfläche des Wassers bey ruhigem Wetter schwimmen zu sehen da ihre Schaalen ihnen als Boote dienen. Sie erheben dann ihren Kopf merklich über ihr natürliches Fahrzeug, und indem sie eine Art von Segel ausspannen, womit die Natur sie versehen hat, bewegen sie sich auf dem Wasser auf eine das Auge des Zuschauers sehr belustigende Weise. Gerathen sie während dieses Schiffens in Gefahr, so ziehen sie sich in ihre Schaale zurück und sinken in die Tiefe. Viele solcher Schaalen können ein Quart von einer Flüssigkeit enthalten, und man braucht sie am Cap zuweilen als Trinkgefäße, nachdem sie in Metall gefaßt und auswendig schön verziert worden.

So weit reichen meine Notizen über das Wissenswürdigste in Rücksicht der hottentottischen Nationen und der holländischen Niederlassung am Cap. Ich setze nur noch hinzu, daß ich am neunten April 1713 mich wieder nach Holland einschiffte. Nach einer angenehmen Fahrt, während welcher sich nichts von Bedeutung ereignete, kam ich den zwey und zwanzigsten May zu Amsterdam an, von wo ich in mein Vaterland zurück eilte.

Reise der Capitaine Clipperton und Shelvock um die Welt.

Ungeachtet die Reise des Capitains Woodes Rogers nicht ganz von einem so glücklichen Erfolge war, als man sich versprochen hatte, so war doch der Gewinn derselben immer noch bedeutend genug, um den Geist der Kaperey zu beleben, und die Expedition zu veranlassen, womit wir jetzt unsere Leser bekannt machen wollen. Der römische Kaiser und die Krone Spanien waren in Krieg mit einander begriffen; dieß bewog einige englische Abentheurer, bey dem kaiserlichen Hofe um einen Kaperbrief wider die Spanier anzuhalten, welche damahls mit Großbritannien in Frieden lebten. —

Nach dem anfänglichen Entwurfe sollte Capitain Shelvock die Schiffe kommandiren, welche man zu diesem Endzwecke ausrüsten wollte. Er hatte dreyßig Jahre auf der Flotte gedient, wo er bis zum Range eines Oberlieutenants gestiegen war. Er war ein Mann von Lebensart und Gewandtheit, und kannte seinen Werth und seine Talente. Hätte man ihm den Oberbefehl wirklich

noch übertragen, so würde die Expedition wahrscheinlich von glücklichen Folgen gewesen seyn; aber es traten mancherley Umstände ein, wodurch der erste Plan abgeändert ward, und dieß vereitelte zuletzt die Hauptabsicht der Interessenten.

Der Capitain erhielt Befehl, mit dem Speedwell nach Ostende zu fahren. Hier sollte er eine gewisse Anzahl Niederländer an Bord nehmen, damit die Unternehmung um so eher das Ansehen einer von dem Kaiser autorisirten Kaperey erhielte. Dann sollte er zu dem Succeß stoßen, welches Schiff in den Dünen lag, und vom Capitain Mitchell befehligt ward. Die fremden Nahmen der Schiffe sollten Prinz Eugen und Stahremberg heissen. —

Shelvock hatte Ordre, eine für beyde Schiffe zureichende Quantität Branntwein einzunehmen. Aber in Besorgung dieses Auftrages scheint er den Interessenten nicht ganz Genüge geleistet zu haben; und als die niederländischen Soldaten zuletzt eintrafen, war ihre Insolenz so unausstehlich, daß es rathsam schien, den kaiserlichen Kaperbrief zurückzugeben und ohne jene abzufahren.

Mittlerweile brach ein Krieg auch zwischen England und Spanien aus. Dieser Umstand befreyte die Interessenten von der einen Schwierigkeit; dagegen aber machten sie die Sache dadurch schlimmer, daß sie dem Capitain Shelvock das Oberkommando nahmen, und an seiner Statt den Capitain Clipperton verpflichteten. Dieser Mann war ein roher, plumper Seefahrer, und seine ganze Empfehlung bestand darin, daß er einige Kenntnisse von den westlichen Küsten Amerikas besaß. Inzwischen behielt Shelvock das Kommando des Speedwells, und unter ihm diente Hatley; so

wie auf dem zweyten Schiffe Capitain Mitchell unter Clipperton stand.

So ward der Grund zu Uneinigkeiten durch die halben Maßregeln, welche die Interessenten ergriffen, gelegt; sie hätten die Officiere entweder ganz verändern, oder alles bey dem Alten lassen sollen. Zwar ward diesen in den Instructionen, die sie erhielten, Eintracht auf das stärkste empfohlen; aber wie ließ sich diese erwarten? Noch ehe die zwey Capitaine England verliessen, brachen schon Uneinigkeiten zwischen ihnen aus.

Nach mancherley Zögerung gingen endlich die Schiffe am dreyzehnten Februar 1719 von Plymouth unter Segel. Der Succeß, Clipperton's Schiff, führte sechs und dreyßig Kanonen und hundert und achtzig Mann; und der Speedwell, der unter Shelvock stand, vier und zwanzig Kanonen und hundert und sechs Mann. Das letztere Schiff hatte den ganzen Vorrath von Getränke an Bord, in dem andern hingegen fanden sich fast alle andere Bedürfniße.

Am neunzehnten erhob sich ein Sturm, und am Tage darauf gab der Oberbefehlshaber dem Speedwell ein Signall, sich an das andere Schiff zu halten. Dieß Signal wurde befolgt, und die Schiffe zogen alle Segel ein. Als aber der Sturm nachließ, trennten sich die Schiffe von einander auf eine ganz unerklärliche Weise und steuerten nach verschiedenen Richtungen zu. — Die Schuld dieser Trennung schob der eine Capitain auf den andern. —

Ohne Vorrath an Getränke und ohne seinen Gefährten beschloß in dieser Lage Clipperton, nach den canarischen Inseln, dem festgesetzten Versammlungsorte, zu fahren. Zu Gomera nahm er Wein

ein, kreuzte zehn Tage lang in der Nähe der Inseln, und fuhr dann nach den capverdischen, wo er bey St. Vincent vor Anker ging.

Bey diesen Inseln kreuzte Capitain Clipperton wiederum gegen zehn Tage; da er aber keine Wahrscheinlichkeit sahe, sich mit seinem Gesellschafter zu vereinigen, ging er wieder unter Segel, obgleich seine Leute bereits anfingen, wegen des Mangels an geistigen Getränken schwierig zu werden. —

Es war der erste April, als sie St. Vincent verließen, und am neun und zwanzigsten May fanden sie sich auf der Höhe von Cap Virgin, bey der Mündung der magellanischen Straße, in welche sie den Tag darauf hineinfuhren. Sie schickten hier die Pinnasse an das Ufer, um frisches Wasser von einem damahls zugefrorenen Flusse zu hohlen. Der Unterchirurgus, welcher die Nacht am Ufer zubrachte, kam durch die Kälte beynahe ums Leben.

In Königin-Elisabeths-Insel, wo sie darauf ankerten, fanden sie eine Menge von Wasserpetersilie, durch deren Genuß die am Scharbock Leidenden ziemlich hergestellt wurden. Auch trafen sie hier einen großen Vorrath von wilden Vögeln und von Fischen an; und nachdem sie ihre Fässer mit Wasser gefüllt hatten, setzten sie ihre Fahrt weiter fort.

Sie kamen alsdann in eine schöne Bay, welche sie, wegen der Tiefe des Wassers darin, No-Bottom (Ohne-Grund) nannten. Die Bäume am Ufer waren hoch und mit Schnee belastet. — Während sie daselbst vor Anker lagen, näherte sich dem Schiffe ein Canot mit vier Indianern, die fast ganz nackt gingen. Diese schienen sehr eifersüchtig auf ihre Weiber zu seyn, und man

konnte sie nicht bewegen, daß sie eine Frauensperson, die sich mit bey ihnen fand, an Bord hätten gehen lassen. Der Capitain nahm sie freundlich auf, und nachdem sie zwey Stunden bey den Engländern zugebracht hatten, begaben sie sich wieder weg.

Am Tage darauf schickte man die Pinnasse an das Ufer. Des Abends kehrte sie nebst dem indianischen Canot zurück, mit einer Ladung von Muscheln, welche die Eingebohrnen für Messer und allerhand Spielzeug gegeben hatten. Diese Indianer schienen den Engländern ein harmloses Volk zu seyn; und einer von der Mannschaft, welcher bey ihnen zwey Nächte und einen Tag verweilte, wurde auf das freundschaftlichste behandelt. —

Es brachen nun unter der Mannschaft Krankheiten aus, und gewöhnlich starb jeden Tag einer oder ein Paar. Am achten Julius begruben sie den Oberkanonier, und errichteten ihm ein Denkmahl. —

Capitain Mitchell und der Lieutenant fuhren in der Pinnasse nach Terra del Fuego, um eine Durchfahrt aufzusuchen, durch welche vor wenig Jahren eine französische Tartane gesegelt seyn sollte. In kurzer Zeit kehrten sie auch mit der Nachricht zurück, daß eine solche Kommunikation in der That Statt finde, aber daß sie zu enge sey, um von einem Schiffe von etwas schwerer Ladung passirt zu werden.

Als sie ihre Fahrt weiter fortsetzten, hatten sie mit den in dieser Straße gewöhnlichen Gefahren und Schwierigkeiten zu kämpfen. Indessen erreichten sie am achtzehnten August die Südsee, und steuerten gerades Weges nach Juan Fernan-

bez, um sich daselbst zu erfrischen. Hier suchten sie den Speedwell umsonst, auch entdeckten sie keine Spuren, woraus sie hätten schließen können, daß dieß Schiff vor ihnen daselbst angelegt habe.

In der Nachbarschaft dieser Insel kreuzten sie etwa einen Monath lang, worauf Capitain Clipperton, der weiter segeln wollte, zu Juan Fernandez in einen Baum, dem Landungsplatze gegenüber, eine Inschrift schneiden ließ, welche, im Fall Shelvock noch dahin käme, ihn von der Ankunft seines Gefährten unterrichtete, ohne jedoch das Geheimniß den Spaniern, wenn sie etwa ebendaselbst landeten, zu verrathen.

Man hatte alle Mittel gebraucht, um die Patienten herzustellen; aber es herrschte eine allgemeine Muthlosigkeit, weil man den Mangel an den nöthigen Bedürfnissen kannte. Das Wetter war veränderlich, und während ihres Kreuzens bey der Insel hatten sie viel Regen. Sie fingen eine Menge Ziegen, deren Fleisch sie frisch sowohl als eingesalzen aßen. Nach dem Holz und Wasser eingenommen worden, gab Clipperton den Speedwell für verloren, und glaubte nunmehr seinen Kreuzzug wider die Spanier allein antreten zu müssen. —

Am Tage vorher, ehe das Schiff abfuhr, flüchteten vier von der Mannschaft in das Gebirge, um auf der Insel zurückzubleiben; aber zwey derselben wurden mit Gewalt zurückgeholt.

Den siebenten September lichteten sie die Anker und segelten nordwärts, bis sie den Parallelkreis von Lima erreichten, wo sie zu agiren gesonnen waren, wiewohl sie bereits dreyßig Mann eingebüßt hatten, und obgleich unter den noch Uibrigen einige Unordnungen und Zwistigkeiten

herrschten. Am fünf und zwanzigsten October nahmen sie ein kleines Fahrzeug, wie sich zeigte, eine Schnaue von vierzig Tonnen, mit Dünger beladen und mit sieben Indianern und zwey Negern besetzt. In dieser Barke fanden sie nur wenig von einigem Werthe.

Am Tage darauf stiessen sie auf ein Schiff, der heil. Vincent genannt, von hundert und funfzig Tonnen, das zu Guiaquil Holz geladen hatte. Am Bord desselben fanden sich zwey Mönche und eine Menge Indianer. Bald hernach bemächtigten sie sich der Trinidad von vierhundert Tonnen, die schon vorher dem Capitain Rogers in die Hände gefallen war, als er Guiaquil plünderte. Dieß Schiff hatte eine reiche Ladung und viele Passagiere am Bord.

Den vierten November nahmen sie eine vierte Prise von siebenzig Tonnen, an deren Bord die Gräfin von Laguna und einige andere vornehme Passagiere waren. Auch fanden sie darin viel Geld und zwey Geschirre mit Wein und Branntwein. Der Capitain ließ der Gräfin freye Wahl, ob sie sich an Bord des Succeß begeben, oder da, wo sie war, bleiben wollte. Die Dame wählte das letztere; und nun ertheilte der Capitain die Ordre, daß niemand außer ihrer eigenen Dienerschaft in ihre Cajüte gehen sollte.

Clipperton's Mannschaft war jetzt sehr durch die Detaschements geschwächt, welche er auf die Prisen vertheilt hatte; dennoch wollte er derennoch mehr nehmen. In kurzer Zeit stieß er auf eine Pinke von zwey hundert Tonnen, welche vor ihm strich, da er denn einen Lieutenant und acht Mann an Bord derselben schickte, um sie in Besitz zu nehmen. Dieser Officier beorderte alle Gefan-

gene, die er am Bord erblickte, in die große Cajüte und stellte an die Thüre derselben eine Schildwache. Da er alles in Sicherheit gebracht zu haben glaubte, begab er sich mit einigen seiner Leute herunter in den Kielraum, um die Ladung zu untersuchen; aber hier fiel ein versteckter Haufen Spanier über die Engländer her, schlug sie zu Boden und fesselte sie. Die Schildwache wurde gleichfalls überwältigt; die Kriegslist des spanischen Capitains gelang ihm nach seinen kühnsten Erwartungen, und er sahe sich wiederum im Besitz seines Schiffes.

Allein weil er nicht vorsichtig genug nach der Küste zu fuhr, stieß er auf die Klippen, und das Schiff scheiterte. Als die Gefahr unvermeidlich schien, band man die Engländer los, und ein jeder hatte Freyheit sich zu retten, wie er konnte. Sie kamen alle glücklich an das Ufer, wo man sich der Engländer wieder bemächtigte, und sie an den Vicekönig von Lima schickte.

Clipperton, welcher die Prise sowohl als seine Leute verloren sahe, beschloß die spanischen Gefangenen in Freyheit zu setzen, theils um seinen Proviant zu schonen, theils damit seine eigenen Leute eine bessere Behandlung erhalten möchten.

Auf der Fahrt nach La Plata nahm er eine andere Prise von zwey hundert Tonnen, an deren Bord sich dreyßig Spanier und vierzig Neger befanden. Von diesem Schiffe erfuhr Clipperton, daß die ganze Küste alamirt sey, und daß man zwey Kriegsschiffe wider ihn ausrüste. Die Güter, deren er sich seither bemächtigt hatte, waren, im Ganzen genommen, von geringem Werthe in Europa, und es war nicht sehr wahrscheinlich, daß die Spanier sie loskaufen würden. Er gerieth

deßhalb auf den Einfall, den Capitain Mitchell in einer von den Prisen, die er mit acht Kanonen und der hinlänglichen Mannschaft ausrüstete, nach Brasilien zu schicken, und ihm eine Ladung von zehntausend Pfund St. an Werth mitzugeben. — Man glaubte, daß an jener Küste die Waaren, welche diesem Officier anvertraut würden, sich leicht würden verkaufen lassen. Hierauf nahm Clipperton alle ihm taugliche Artikel aus den andern Prisen, und schenkte diese dann den spanischen Gefangenen.

Als er sich auf diese Weise leicht gemacht hatte, traf er die nöthigen Anstalten, um in der vorigen Station den Kreuzzug zu erneuern. Auf dieser Fahrt nahmen die Engländer eine Barke, der Rosenkranz genannt, welche sie plünderten und dann wieder fortfahren liessen. In der Guanaco-Bay sahen sie zwey Schiffe vor Anker liegen. Sie feuerten auf jedes eine Kanone ab, ohne daß die Spanier antworteten. Als sie dieselben darauf bestiegen, fanden sie sie verlassen und alles von Werth daraus weggeschafft.

Die Engländer hingen nun eine Stillstandsflagge aus, und wünschten mit den Spaniern in Unterhandlungen über die Ranzionirung der Prisen zu treten. Allein niemand vom Ufer ließ sich in dieser Absicht sehen, weßhalb die Engländer beyde Schiffe anzündeten. Sie segelten dann nach den Gallipagos-Inseln, damit der Lärm auf der Küste mittlerweile sich legen möchte.

Nachdem sie die Insel des Herzogs von York unter der Linie wohlbehalten erreicht hatten, reinigten sie ihre Schiffe und fanden auch daselbst Wasser. Dieser letztere Umstand verdient um so mehr bemerkt zu werden, da es dem Capitain

Rogers nicht gelungen war, auf dieser Insel Wasser zu finden.

Am ein und zwanzigsten Januar 1720 nahmen sie ein Schiff, der Prinz Eugen genannt, das nach Lima fuhr, und an dessen Bord sich der Marquis de Ville Roche befand. Ein Mönch, der mit unter den Passagieren war, erhielt Erlaubniß, sich an das Ufer zu begeben, um die Einwohner zu einem Viehhandel mit den Engländern zu bewegen. In wenig Tagen kehrte er auch mit einer Heerde Hornvieh und etwas Geflügel zurück, womit der Gouverneur dem Marquis ein Geschenk machte; aber zu einem Handel wollte er seine Einwilligung nicht geben.

Einige aufgefangene Briefe zeigten, daß eine Verrätherey auf dem Tapete war, und daß der Marquis an dieser ehrlosen Handlung mit Antheil nahm. Man brachte ihn daher einige Zeit lang in Verwahrung, erlaubte ihm aber doch zuletzt, sich mit seiner Gemahlin an das Ufer zu begeben, indem ihr einziges Kind als Geisel für ihre Rückkehr bey den Engländern blieb.

Einige Zeit darauf kamen diese vornehmen Gefangenen, von dem Gouverneur begleitet, an Bord zurück. Als sich Clipperton mit ihnen über ihre Ranzion verglichen hatte, wurden die Dame und das Kind in Freyheit gesetzt, aber der Marquis blieb als Geisel für die Erfüllung gewisser Artikel zurück, denen jedoch von den Spaniern nie Genüge geleistet ward.

Nachdem die Engländer Amapalla und die Tigerinsel berührt hatten, kamen sie nach Gorgona, wo sie Wasser einnahmen. Am vier und zwanzigsten Junius bemächtigten sie sich des St. Vincents zum zweyten Mahle. Dieß Schiff kommandirte

dirte jetzt Don Clement de Andrada, und seine Ladung bestand in Bauholz und Cocosnüssen.

Den neunten August ankerten sie nebst ihrer Prise bey Lobos de Mar, und kalfaterten das Schiff, nachdem Zelte am Ufer aufgeschlagen worden. Hier fing die Mannschaft an, Mißvergnügen über das Verfahren des Capitaines fast in allen Punkten zu äußern, und man schmiedete ein Complot, um sich Clipperton's zu bemächtigen und mit dem Schiffe fortzusegeln. Allein die Verschwörung ward zeitig genug entdeckt; einige Meuter wurden streng bestraft, und die übrigen erhielten Verzeihung, nachdem sie für die Zukunft Besserung angelobt hatten.

Bald hernach nahmen sie eine andere kleine Prise, an deren Bord sie einige spanische Gefangene schafften, und sie dann wieder abfahren liessen; aber sie hatten das Unglück, den St. Vincent in einem Sturme zu verlieren, welcher das Schiff an die Küste trieb.

Auf ihrer Fahrt nach Coquimbo nahmen sie ein mit Zeugen, Zucker und Tabak befrachtetes Schiff; kaum waren sie aber auf die Höhe dieses Hafens gekommen, als sie von drey spanischen Kriegsschiffen entdeckt wurden, welche sogleich ihre Ankertaue kappten und ihnen nacheilten. — Der Succeß und die Prise setzten augenblicklich alle Segel auf und suchten das Weite. Dem erstern Schiffe gelang es auch, durch schnelles Segeln zu entwischen; aber die Prise fiel mit dem dritten Lieutenant Milne und zwölf Mann den Spaniern in die Hände.

Don Blas de Lesso, der Gouverneur von Carthagena, als Admiral Vernon diese Stadt angriff, war der spanische Capitain, der die Prise

nahm. Anfangs schmeichelte er sich, den Succeß selbst erobert zu haben. Als er seinen Irrthum inne ward, gerieth er vor Zorn so ausser sich, daß er den Lieutenant auf den Kopf mit dem flachen Degen schlug; allein nachdem seine Leidenschaft sich abgekühlt hatte, ließ er seinen Gefangenen zu sich kommen und bath ihn um Verzeihung für die ihm zugefügte Beleidigung. In der That benahm er sich gegen ihn mit so viel Edelmuth und Größe der Seele, daß er, nicht zufrieden mit einer unbedingten Entschuldigung, die Reisekosten für ihn nach Panama bezahlte, ihm verschiedene Geschenke, unter andern zwey hundert Stück von Achten verehrte, und ihn auf dem geradesten Wege in sein Vaterland zurück schickte.

Solche Beyspiele von Großmuth bey einem gereitzten Feinde verdienen eine ehrenvolle Erwähnung. Ein guter Mensch kann, wenn Leidenschaften auf ihn wirken, leicht zu Unrecht verleidet werden; aber nur ein schlechter Mensch verabsäumt die Gelegenheit, das Uebel, so er andern zugefügt hat, wieder gut zu machen.

Der Verlust so vieler Leute am Bord dieses Schiffes vermehrte die Unzufriedenheit der Mannschaft Clipperton's; und da es ihnen an Proviant fehlte, so beschlossen sie wieder nach den Gallipagos-Inseln zu fahren, nachdem sie zuvor die noch übrigen Gefangenen an das Ufer gesetzt hatten.

Ermüdet durch die Widerspenstigkeit seiner Leute, die er nicht heben konnte, fing jetzt der Capitain an, sich der gefährlichen Unart des Trunkes zu ergeben. Man fand ihn von nun an fast nie mehr nüchtern. Schwache Menschen, die in eine schlimme Lage gerathen, nehmen nur zu oft

ihre Zuflucht zum Mißbrauch geistiger Getränke, wodurch jedes Uibel noch schlimmer wird.

Am vierten December näherten sie sich den Gallipagos-Inseln, aber durch einen unerklärlichen Irrthum konnten sie jetzt weder Wasser noch einen Ankerplatz finden. So in ihren Hoffnungen getäuscht, segelten sie nach der Cocosinsel, wo sie glücklich anlangten; und bald darauf traf man am Ufer die nöthigen Zubereitungen zur Erhohlung der Patienten. Als man wieder absegeln wollte, und die Mannschaft deßhalb musterte, zeigte es sich, daß drey Engländer und acht Neger fehlten, die, wie es schien, auf dieser öden Insel zu bleiben entschlossen waren.

Als sie darauf die mexikanische Küste erreichten, erblickten sie ein Fahrzeug, welches von der Pinnasse verfolgt wurde, und dann sogleich die Segel strich. Es führte den Nahmen Jesus Maria, und wurde vom Capitain Shelvock kommandirt. Dieser erzählte, von seiner Mannschaft seyen nur noch vierzig am Leben; den Speedwell habe er zu Juan Fernandez verloren, wo er eine Barke aus dem Wrack habe bauen lassen; auf der Küstenfahrt längs Chili und Peru habe er sich dieser Prise bemächtigt; übrigens finde sich die gesammte Mannschaft in großer Verwirrung.

Capitain Clipperton versahe seinen Gefährten mit einigen Kanonen, Ammunition und anderen Nothwendigkeiten, und man beschloß, dem Manilla-Schiffe aufzulauern, welches in kurzer Zeit zu Acapulco erwartet wurde. Allein es erhoben sich Mißhelligkeiten unter den Anführern; Clipperton gab daher dieses Vorhaben auf und segelte unmittelbar nach Guam, um nach England über Ostindien zurück zu kehren.

Nach einer Fahrt von drey und funfzig Tagen erreichten sie diese Insel, wo sie am dreyzehnten May vor Anker gingen. Die Pinnasse, die man mit einer Stillstandsflagge an den Gouverneur abschickte, um Lebensmittel von ihm zu erhalten, kehrte in kurzer Zeit mit einigem Vorrathe und mit einer günstigen Antwort zurück. Aber die Sachen nahmen bald eine andere Wendung; und es fehlte nicht viel, daß Clipperton und seine ganze Mannschaft zu Guam ihren Untergang fanden.

Der Marquis de Ville Roche, der sich mit dem ersten Lieutenant und dem Chirurgus an das Ufer begab, um wegen seiner Ranzion zu unterhandeln, gab zu einem ernsthaften Streite Veranlassung. Als die Engländer ihren Vorrath an Lebensmitteln, Holz und Wasser, wofür sie dem Gouverneur Waffen und Ammunition gaben, fast ganz eingenommen hatten, forderte der letztere die Rückgabe einiger Effecten und Sclaven, welche dem Marquis angehörten, und verlangte zu gleicher Zeit ein vom Capitain eigenhändig ausgestelltes Certificat, daß der Friede zwischen den zwey Nationen proclamirt worden sey.

Clipperton versetzte darauf, daß er allerdings an der Küste von Chili ein Gerücht gehört habe, als ob der Friede zwischen England und Spanien hergestellt worden; aber die stipulirte Ranzion müsse unverzüglich bezahlt, und die zwey Engländer, die man an dem Ufer zurück hielt, binnen vier und zwanzig Stunden frey gegeben werden, wenn er nicht Feindseligkeiten anfangen, die Stadt beschießen und den Inseln allen ihm möglichen Schaden zufügen solle.

Ohne auf diese Drohungen zu achten, ant-

wortete der Gouverneur dadurch, daß er eine Batterie errichtete, aus welcher die Spanier auf die Pinnasse schossen. Das Schiff selbst hatte das Unglück auf den Grund zu gerathen, wo es dem Feuer der Batterie am Ufer sowohl als eines im Hafen liegenden spanischen Schiffes ausgesetzt war; und als es wieder flott zu werden suchte, blieb es auf den Klippen stecken. Während dieser gefahrvollen Lage war der Capitain dermaßen berauscht, daß die Officiere sich genöthiget sahen, Cook zu ihrem einstweiligen Befehlshaber zu ernennen.

Um diese Zeit fiel einer von den Lieutenants, und drey Mann wurden verwundet; und nicht ohne die äußerste Schwierigkeit und Gefahr wurde das Schiff wiederum flott. Endlich glückte es indeß, wieder in tiefes Wasser zu kommen; aber das Schiff hatte außerordentlich gelitten.

Nachdem die Engländer ihren Schaden, so gut sie konnten, ausgebessert hatten, sahen sie sich genöthiget abzufahren, ohne den Lieutenant und Chirurgus mitnehmen zu können. Auch blieb der treulose Marquis in Guam zurück, der, wie es schien, ohne alles Ehrgefühl war.

Am zwanzigsten Junius segelten sie bey den Bashee-Inseln vorbey, und berührten dann einige andere, die damahls noch keinen Nahmen führten. Da sie aus Mangel eines Piloten den Weg nach Macao nicht finden konnten, so steuerten sie nach Amoy in Tonquin, wo sie am achten Julius ankamen. Kaum waren sie daselbst vor Anker gegangen, als verschiedene Zollbedienten an Bord kamen, welche sich erkundigten, woher sie kämen, und weshalb sie hier anlegten. Man antwortete ihnen, das Schiff gehöre dem Könige vom Großbritanien, und es sey hier vor Anker gegangen,

um Lebensmittel und andere Bedürfnisse einzunehmen.

Am Tage darauf brach unter der Mannschaft ein Aufstand aus. Sie verlangten laut eine Vertheilung der Prisengelder; und da sie sich weigerten, irgend einen Dienst eher wieder zu thun, als bis ihr Verlangen befriediget worden, so sahe sich Capitain Clipperton genöthigt nachzugeben.

Am sechzehnten September war die Eintheilung gemacht. Der Mann erhielt vierhundert und neunzehn Thaler, wobey man aber nicht für die sorgte, die das Unglück hatten gefangen zu seyn, so wie man auch nicht die Repräsentanten der Todten bedachte.

Den Antheil, welcher den Interessenten gehörte, und sich auf sieben tausend Pfund Sterling an Silber, Gold und Juwelen belief, schaffte Clipperton an Bord eines portugiesischen Schiffes, die Königinn der Engel genannt, unter dem Commando von Don Francisco le Vero. Dieses Schiff verbrannte späterhin zu Rio Janeiro; und von dem englischen Eigenthume wurde nicht mehr denn tausend acht hundert Pfund St. gerettet.

Nachdem sie Amoy verlassen hatten, wo sie ein ungeheures Hafengeld zahlen mußten, richteten sie ihren Lauf nach Macao. Hier gerieth alles in die größte Confusion. Clipperton's Schiff wurde für vier tausend Thaler verkauft; jedoch bedung sich der Capitain bey den Käufern die Fahrt in demselben nach Batavia aus. Seine Leute sorgten nun jeder für sich selbst nach ihrer eigenen Willkühr. Zwanzig von ihnen, die sich nach Canton begeben wollten, wurden von Seeräubern gefangen genommen; Taylor und einige andere erreichten China in einem offenen Boote glücklich, schiff-

ten sich daselbst nach England ein, und kamen zu London im May 1722 an. Capitain Clipperton selbst segelte in einem holländischen Ostindienfahrer von Batavia nach Hause. Er landete zu Galway in Irland zu Anfange des Julius 1722; aber durch Strapatzen entkräftet und durch die Vereitlung seiner Hoffnungen niedergeschlagen, lebte er nur noch wenig Tage.

Dieß war das traurige Ende von Clippertons Expedition. Jetzt wollen wir unsern Lesern eine zusammenhängende Erzählung von Shelvock's Fahrt mittheilen, der uns eine sehr umständliche Nachricht von seiner Reise gegeben hat.

Die Trennung der beyden Capitaine ist bereits erwähnt worden. Shelvock versichert, sie sey unvermeidlich gewesen; und er fügt hinzu, der damahlige Sturm habe seine Leute dermaßen in Schrecken gesetzt, daß die Officiere sich ihnen bewaffnet zeigen mußten, damit sie nicht sich des Schiffes bemächtigten und nach England zurückkehrten.

Wir hatten, sagt Shelvock, eine sehr langweilige Fahrt bis zu unserm ersten Versammlungsorte, den canarischen Inseln, wo wir erst am siebzehnten März eintrafen. Während unsers Kreuzens ereignete sich nichts bedeutendes, ausgenommen, daß wir ein offenes Boot nahmen, welches mit Salz und Wein beladen war. Da wir von dem Succeß nichts erfahren konnten, so nahmen wir am neun und zwanzigsten von Ferro Abschied, indem wir noch die Hoffnung hegten, den Capitain Clipperton unter den capverdischen Inseln anzutreffen.

Auf unserer Fahrt dahin fingen meine Leute zu murren an; und der Kanonier that mir, in Gegenwart aller andern Officiere, in vollem Ernste

den Vorschlag, in dem rothen Meere Kaperey zu treiben. „Denn," sagte er, wir thun gewiß nichts „Böses, wenn wir jene Mohametaner plündern; „was aber die Spanier betrifft, so sind sie doch „gute Christen, und es wäre gewiß eine Sünde, „ihnen Schaden zuzufügen."

Wegen dieser sonderbaren Zumuthung ließ ich ihn in Verhaft nehmen; weil er aber hernach drohete, das Schiff in die Luft zu sprengen, so entließ ich ihn, sobald wir vor Anker gingen, auf sein eigenes Verlangen, und zugleich auch den Oberschiffer, der sich gleichfalls manches hatte zu Schulden kommen lassen.

Am vierzehnten April erreichten wir die May-Inseln, wo wir das Wrack des Ostindienfahrers Banzittern sahen, welcher drey Wochen vorher daselbst Schiffbruch gelitten hatte. Ich suchte aus diesem Umstand Nutzen zu ziehen, und mir die Artikel, deren ich bedürftig war, zu verschaffen, aber ich fand nichts von sonderlicher Brauchbarkeit oder Werth.

Ich verkaufte hier die Prise für hundert und funfzig Thaler und ließ die Fässer mit Wasser füllen. Weil sechs von meinen Leuten an diesem Orte ausrissen, so ersuchte ich den am Ufer kommandirenden Officier, sie mir auszuliefern; aber umsonst. Allein als ich ihm mit Repressalien drohete, wurden mir zwey zurückgebracht. Die armen Kerle versicherten mir, sie seyen von dem Gouverneur zu diesem Schritte verführt worden, als welcher ihnen vorgespiegelt habe, daß sie alle durch das Wrack des gescheiterten Schiffes ihr Glück würden machen können.

Da ich fand, daß ich hier keine Nachrichten von Succeß einziehen, und auch keine mir nützlichen Artikel bekommen könnte, so beschloß ich nach

St. Catharina an der brasilianischen Küste zu segeln, wo man, wie ich gelesen hatte, die nöthigen Bedürfnisse einzunehmen im Stande war. Es vergingen fünf und funfzig Tage, bevor wir diesen Ort erreichten. Während dieser Zeit ereignete sich wenig merkwürdiges, ausgenommen daß wir am fünften Junius einem Schiffe begegneten, mit welchem wir sprachen. Ich schickte zu demselben den Capitain Hatley in dem Boote mit Geld, um Tobak einzukaufen, und nach Neuigkeiten zu fragen. Als er zurück kam, erzählte er, daß kein Tobak zu haben gewesen sey. Doch hatte er auch, wie es schien, keine Lust gehabt, das Geld wieder zurückzunehmen; er vertändelte es daher auf kindische Weise, indem er dafür Porzellan und Confituren kaufte.

Nachdem wir zu St. Catharina vor Anker gegangen waren, schickte ich sogleich an das Ufer den Zimmermann und alle tauglichen Matrosen, um Bäume zu fällen und in Planken zu sägen. Der Böttcher und seine Leute mußten mittlerweile die Wasserfässer füllen. Inzwischen kamen die Einwohner täglich zu uns mit ihren Produkten, wofür sie von uns Salz eintauschten.

Am zweyten Julius wurden wir durch die Erscheinung eines großen Schiffes beunruhigt, welches in der Nachbarschaft des Ortes, wo wir lagen, vor Anker gegangen war. Ich schickte in dem wohl bemannten und bewaffneten Boote einen Officier mit dem Befehle ab, das fremde Schiff zu recognosciren, und setzte unterdessen das meinige in den beßten Vertheidigungszustand. Um Mittag kehrte das Boot zurück. Der Officier war, ganz gegen meine Ordre, an Bord des verdächtigen Schiffes gegangen, was ihn zwar in den Stand

setzte, mir eine umständliche Nachricht von demselben zu bringen, aber auch zugleich seine und seiner Leute Sicherheit gefährdete. Er sagte mir, das Schiff heiße der Rubin, ehemahls sey es ein englisches Kriegsschiff gewesen, und jetzt werde es von einem Franzosen La Jonquiere kommandirt, der vierhundert und zwanzig Mann, gleichfalls Franzosen, unter sich habe, und, ob er gleich in spanischem Dienste stehe, doch nicht gesonnen sey, uns irgend eine Beschwerde zuzufügen.

Am Tage darauf segelte der Rubin auf uns zu, und der Capitain schickte einen seiner Lieutenants und einen Mönch ab, um mich von seiner Freundschaft zu versichern und zum Mittagsessen einzuladen. Diese Einladung nahm ich an, und ward mit vieler Freundschaft aufgenommen. La Jonquiere both mir Geld auf Londner Wechsel an, und was mir sonst sein Schiff geben könnte. Zugleich sagte er mir, daß die Spanier in der Südsee Nachricht von den zwey Schiffen bekommen hätten, und Vorbereitungen träfen, uns gehörig zu empfangen.

Um diese Zeit wurde Hatley durch ein allgemeines Gerücht beschuldigt, daß er Gelder unterschlagen habe; als man aber ihm dieß vorrückte, brauchte er Ausflüchte und betheuerte, daß er nichts gethan habe, dessen er sich schämen müsse, oder was er nicht rechtfertigen könne.

In einem oder ein Paar Tagen erwiederte La Jonquiere, von verschiedenen seiner Officiere begleitet, meinen Besuch. In der Mitte der Mahlzeit erregte mein Bootsmann einen Lärm, weil ich ihn nicht mit zu der Gesellschaft gezogen hatte. Dieser Unfug, woran ein Anhang, den er sich gemacht hatte, Antheil nahm, ward jedoch ziemlich leicht

gehoben. La Jonquiere äußerte dabey, daß, wenn die Leute in ihrem Ungehorsam beharrten, er die Rädelsführer in Ketten nach Europa mitnehmen und dort bestrafen lassen wollte.

Am nächst folgenden Morgen schienen die Anstifter des Unfuges sich ihrer Aufführung zu schämen, und schoben die Schuld auf Trunkenheit. Der Bootsmann demüthigte sich und bat bey mir um Nachsicht und Verzeihung; zugleich wünschte er aber, daß ich ihm erlauben möchte, in dem französischen Schiffe zurückkehren zu dürfen. Dieß bewilligte ich ihm herzlich gern, denn er hatte sich schon bey vielen Gelegenheiten als einen unruhigen Kopf gezeigt.

Am funfzehnten Julius sahen wir ein großes Schiff nach der Mündung des Hafens zusteuern. La Jonquiere hielt es irriger Weise für meinen Gefährten und beschleunigte deßhalb seine Abfahrt. Als er in die See stach, begrüßte er mich mit fünf Kanonenschüsse.

Während dieses ganzen Zeitraums fuhr der Zimmermann mit seinen Arbeiten nur langsam fort; und zuletzt, als er das Holz zurecht gemacht hatte und am Bord brauchen wollte, konnte er zu meinem Erstaunen keine zu seiner Absicht tauglichen Nägel finden. Wie es scheint, war dieser für unsere Reise so nothwendige Artikel, so wie andere Vorräthe, veruntreut worden, ehe ich das Kommando des Schiffes übernahm.

Bald nach dieser unangenehmen Entdeckung kam in den Hafen der weise Salomo von St. Malo, ein Schiff von vierzig Kanonen, und mit einer Besatzung von ungefähr hundert und sechzig Mann, welche Dumain Girard befehligte. Es fuhr nach den Küsten von Chili und Peru, um dort Handel

zu treiben, und war dasselbe Schiff, welches La Jonquiere in Furcht gesetzt hatte.

Girard war, wie ich bald fand, ein schlauer gewinnsüchtiger Mann, ganz so eitel und listig, wie man im allgemeinen der französischen Nation Schuld gibt. Als ich ihn fragte, ob er mich mit Nägeln versehen könnte, antwortete er mit Ja; weil er aber wußte, wie nöthig sie mir waren, so forderte er dafür einen ungeheuern Preiß, nicht weniger denn dreyßig Thaler für das Hundert, wozu ich mich denn auch verstehen mußte. Aehnliche Preise verlangte er für andere Artikel, welche er zu verkaufen hatte.

Sobald ich mit den nothwendigsten Bedürfnissen versehen war, dachte ich daran, meine Abreise zu beschleunigen. Jetzt bekam ich von meiner Mannschaft ein Schreiben mit angehängten Artikeln, worin sie auf unmittelbare Vertheilung der Prisengelder drangen. Sie seyen, erklärten sie mir gerade zu, fest entschlossen, davon nicht abzugehen, weil einige unter ihnen durch traurige Erfahrung die schlimmen Folgen des Aufschubes hätten kennen lernen.

Sie waren so hartnäckig, diesen Punkt durchzusetzen, daß es mir und den Oberofficieren das rathsamste schien, einzuwilligen, ehe wir uns den nachtheiligen Folgen einer Weigerung aussetzten. Als ihre Wünsche befriediget worden, äußerten sie große Zufriedenheit, und gelobten mir an, daß sie immer gern ihr Leben wagen wollten, um den Endzweck unserer Expedition zu erreichen.

Der St. Francisco Xavier, ein portugiesisches Kriegsschiff von vierzig Kanonen, mit dreyhundert Mann besetzt, und nach Macao bestimmt, ging am dritten August bey uns vor Anker. Das Com-

mando desselben hatte der Capitain la Riviere, ein Franzose. Da Capitain Hatley in dem größten Verdacht war, als ob er bey einer früheren Gelegenheit einige Kränkungen den Portugiesen zugefügt habe, so machte ich ihn auf die Nothwendigkeit aufmerksam, die Sache jetzt auszugleichen, damit nicht seinetwegen Unruhen entstehen möchten. Hierzu verstand er sich willig; und als er wieder zurück kam, meldete er mir, der portugiesche Capitain habe es nicht für möglich halten können, wie ein Mann von Bildung in seinen Verhältnissen etwas habe begehen können, das eine solche Entschuldigung nothwendig mache.

Weil drey von meinen Leuten ausgerissen waren, schickte ich ein Detaschement nach den portugiesischen Pflanzungen, um sie aufzusuchen. Da es fast Mitternacht war, als sie daselbst ankamen, so wurden die Einwohner alamirt, und legten einen Hinterhalt, um sie, wenn sie zurückkehrten, aufzufangen. Kaum hatten meine Leute ihr Boot wieder bestiegen, so hörten sie die Portugiesen aus dem Walde herausstürzen und ausrufen: „Schlagt die Hunde todt! „Schlagt alle englische Hunde todt!"

Auf dieses Geschrey folgte augenblicklich eine Lage aus dem kleinen Gewehre, wodurch drey von dem Detaschement verwundet wurden. Ich beklagte mich hierüber in einem Briefe, den ich durch Hatley an den Capitain des portugiesischen Schiffes schickte; aber kaum befand sich Hatley am Bord des Schiffes, so griff ihn der Befehlshaber der Insel wüthend an, indem er schrie, dieß sey der Mann, welcher ihnen so viele Beleidigungen zugefügt habe, und bey dem es zur Gewohnheit worden sey, ihn mit Schimpfwörtern auf das schändlichste zu belegen.

Die Schiffsmannschaft, die jenem beytrat, fiel nun über Hatley her; und es würde ihm und seinen Leuten gewiß sehr schlimm gegangen seyn, wenn nicht der Capitain des Schiffes ihn aus ihren Händen gerettet hätte.

La Riviere bezeigte mir sein Bedauern über diesen Vorfall, sagte aber zugleich, seine Leute ließen sich nicht bändigen, und es sey ihm unmöglich, sie zu bestrafen; auch fügte er hinzu, daß Rachsucht meinen Leuten nur Gefahr zuziehen, und ihnen vielleicht den Untergang bereiten würde. Kurz, er entschuldigte sich, so gut er nur immer konnte, daß sich so ein Auftritt am Bord seines Schiffes ereignet hatte; doch gab er mir auch zu gleicher Zeit zu verstehen, daß Hatley die Portugiesen durch eine nach ihren Begriffen höchst empfindliche Beleidigung aufgebracht habe.

Nach diesem unangenehmen Ereignisse nahm ich bald von S. Catharina Abschied. Ich hatte jetzt größtentheils mit sehr vielen Windstößen zu kämpfen. So wie wir weiter südwärts fuhren, wurde der Appetit meiner Leute so sehr heftig, daß die gewöhnliche Portion sie nicht mehr befriedigte. Einige meiner Officiere, besonders Betagh, Capitain der Seesoldaten, welcher sonst Zahlmeister auf einem Kriegsschiffe gewesen war, ein Mann, den ich aufrichtig schätzte, forderten an meiner Tafel gleichfalls größere Portionen. Und dabey ließ es Betagh nicht einmahl bewenden. Durch Leidenschaft hingerissen, und weil er sahe, daß ich unsere Lebensmittel nicht muthwillig verschwenden wollte, da ich nicht mit Zuversicht wußte, wo wir einen neuen Vorrath finden würden, hatte er zuletzt die Insolenz, mir zu sagen: „daß die Fahrt mit mir

„nicht lange dauern sollte;“ eine Drohung, welche er öfters wiederhohlte.

Hät e dieser Mann das Commando gehabt, so wäre ich nicht ohne alle Sorge gewesen, daß er seine Drohung in Erfüllung bringen möchte; jetzt aber ließ ich mich von ihm so wenig schrecken, daß ich ihn sogar von meinem Tische und der großen Cajüte ausschloß.

Weil er fand, daß ich es mit ihm ernstlich m inte, so schrieb er mir einen Brief, in welchem er um Verzeihung bat und Besserung angelobte. Ich schenkte ihm daher meine Freundschaft wieder, die er aber, wie die Folge lehren wird, nicht sehr verdiente.

Am neunzehnten September veränderte das Wasser auf einmahl seine Farbe; und als wir sondirten, fanden wir uns in einer Tiefe von sechs und zwanzig Faden. Ich steuerte unmittelbar seewärts, aber in einer Strecke von fünf Meilen behielten wir immer dieselbe Tiefe. Wir fanden uns jetzt ganz nahe bey der magellanischen Meerenge, die ich ohne alle Schwierigkeit hätte passiren können; da aber Capitain Clipperton behauptet hatte, daß die Straße von La Maire am sichersten sey, wiewohl er sie nicht selbst befuhr, so wurde ich verleitet, jene Durchfahrt auf die Seite zu legen.

Am dreyzehnten September, als der Nebel sich aufklärte, zeigte sich unserm Blicke eines der ödesten Länder, welche die Einbildungskraft sich nur immer vorstellen kann. Wir erblickten nichts als eine Reihe von Hügeln und Bergen, die sich einer hinter dem andern erhoben und mit ewigem Schnee bedeckt waren. Um Mittag bekamen wir Windstille, als wir uns in der Nähe der Berge fanden, die man wegen ihrer gleichen Höhe, ih-

res ähnlichen Ansehens und ihrer Nachbarschaft die drey Brüder nennt.

Bisher hatten wir wenig von Seeströmen gespürt; aber diesen Nachmittag wurden wir in die Straße mit erstaunenswürdiger Gewalt getrieben, und als wir die Mitte erreicht hatten, drang die nördliche Fluth mit solcher Heftigkeit ein, daß wir in kurzer Zeit wieder aus der Straße heraus mußten, ungeachtet der Wind uns nicht ungünstig war.

Nach mancherley Kämpfen mit den Winden, den Fluthen und den Strömungen, und mit einer stärker wogenden See, als mir jemahls vorgekommen war, kamen wir in Striche von so heftiger Kälte, daß am dritten October, als die Leute das große Segel einzogen, einer von ihnen schrie, seine Hände seyen so sehr erstarrt, daß er nicht länger damit zugreifen könne; und ehe noch seine Kameraden ihm helfen konnten, fiel er in die See und kam um, trotz allen unsern Bemühungen, ihn zu retten.

Am zwey und zwanzigsten verloren wir unsere Fockstänge. Wir besserten diesen Schaden, so gut wir konnten, aus, kamen endlich durch die Straße hindurch, und erblickten die Küste von Chili. Während dieser langweiligen und gefährlichen Fahrt hatten wir hinter einander nichts als widrige Winde und stürmisches Wetter.

Da es uns an Holz und Wasser fehlte, so wünschte ich die Insel Juan Fernandez zu erreichen; aber mancherley Umstände vereinigten sich, um dieß unausführbar zu machen. Indeß ich nun voller Zweifel und Besorgnisse war, daß wir genöthiget werden möchten, an den Küsten wo wir uns jetzt befanden, ohne hinlänglichen Proviant allzu weit zu fahren, versicherte mir ein gewisser Joseph la

Fon-

Fontaine, ein gebohrner Franzose, daß, wenn wir die Insel Chiloe erreichen könnten, die uns jetzt ein wenig nordwärts lag, wir dort unsere Bedürfnisse besser, als irgendwo anders in der Südsee, zu befriedigen im Stande seyn würden; denn es fänden sich in der Nachbarschaft reiche Städte und Magazine, die immer mit Vorräthen aller Art angefüllt wären.

Diese Nachricht bewog mich, nach Chiloe zu steuern. Am dreyßigsten November fuhren wir in den Kanal in der Absicht, die Städte Chacao und Calibuco zu überrumpeln. Aber kaum hatten wir uns genähert, so gab eine außerordentlich reißende Fluth und ein an Heftigkeit zunehmender Wind dem Kanale ganz das Ansehen eines zusammenhängenden Bruches. In dieser Lage riß unser Kabeltau, und wir büßten den Anker ein.

Nachdem wir uns an einem sichern Orte vor Anker gelegt hatten, schickte ich den zweyten Lieutenant ab, um die Städte Chacao und Calibuco aufzusuchen; und zu gleicher Zeit empfahl ich dem Capitain Hatley, sich nach einem Orte umzusehen, wo wir Wasser einnehmen können. Der letztere kehrte in kurzer Zeit zurück, und brachte einen Indianer mit, welcher uns Hoffnung machte, daß wir hinlängliche Lebensmittel bekommen würden; aber hernach erfuhren wir von ihm zu unserm Mißvergnügen, daß den Einwohnern untersagt worden sey, uns irgend einen Beystand zu leisten.

Weil der Lieutenant etwas lange außen blieb, so gerieth ich auf die Vermuthung, daß er in die Hände der Spanier gefallen sey, die auf diese Weise von unserer Ankunft unterrichtet worden. Mittlerweile näherte sich ein spanischer Officier in einer Paragua. Ich steckte die französische Flagge

auf, und gab vor, daß das Schiff dieser Nation angehöre, und nach Hause fahren wolle. In dieser Meinung brachte der Officier die ganze Nacht bey mir am Bord zu; und als er am Morgen darauf sich weg begab, schickte ich durch ihn ein Schreiben an den Gouverneur, worin ich ihn um Lebensmittel ersuchte, um meine Fahrt nach Frankreich fortsetzen zu können. Als Antwort erhielt ich eine Beschwerde über die Gewaltthätigkeiten meiner Leute, welche die Schafe der Eingebohrnen schlachteten und ihr Rindvieh wegtrieben; woraus ich schloß, daß der Lieutenant mit seinem Detaschement ans Land gestiegen war.

Ueberzeugt, daß ich jetzt keine Zeit zum temporisiren hatte, forderte ich peremtorisch, was ich nöthig hatte; indem ich zu gleicher Zeit dem Gouverneur zu verstehen gab, daß alle Macht, die er aufzubiethen im Stande sey, mich nicht abschrecken solle, mir das Nöthige selbst zu verschaffen, wenn er sich länger weigere, meinen Forderungen Genüge zu leisten. Anstatt der Antwort traf ein Bote ein, welcher mir sagte, daß man mit mir unterhandeln wolle, wenn ich einen Officier nach Chacao schickte; allein ich erwiederte, wie ich fest entschlossen sey, nirgends anders als am Bord meines Schiffes zu unterhandeln; auch setzte ich hinzu, daß ich bereits achtzig Mann detaschirt hätte, um das Nöthige herbeyzuschaffen. Der Lieutenant und sein Haufen traf in kurzer Zeit wieder ein. Er entschuldigte sein langes Außenbleiben mit einigen nichtigen Gründen, wozu ich schwieg, ob ich mich gleich überzeugt hielt, daß die falschen Maßregeln dieses Officieres meine Pläne in Rücksicht dieser Küste vereitelt hatten.

Um die Mitte des Decembers waren unsere

Verdecke mit Vieh und Korn angefüllt. Mit einem Worte, zu unserm vorigen Vorrathe kam neuer Proviant wenigstens für einen Monath, ohne daß der Feind uns im geringsten beschwerlich fiel. Am siebzehnten gingen wir mit einem günstigen Winde unter Segel. Den Tag vorher hatte sich einer von meiner Mannschaft in die Wälder versteckt. Da es nun wahrscheinlich war, daß er unsere Absichten, so weit er sie kannte, dem Feinde verrathen würde, so veranlaßte mich dieser Umstand, verbunden mit der schlechten Aufführung des Lieutenants, zu erwägen, wie unmöglich es werden dürfte, mit solchen Officieren und einer solchen Mannschaft etwas bedeutendes auszuführen.

Als wir Chiloe verließen, war meine Absicht, nach Juan Fernandez zu segeln; aber meine Leute verlangten hartnäckig auf Antrieb des Franzosen, dessen Rath vorher befolgt worden war, nach dem Hafen von Conception geführt zu werden. Da ich es für rathsam hielt nachzugeben, damit die Mannschaft mir nicht allen Gehorsam aufkündigte, so befolgte ich ihren Vorschlag, wiewohl sie ihn eben nicht in einem feinen Tone, und wie es Untergebenen geziemte, gethan hatte.

Wir steuerten also nach Conception zu und kamen daselbst am dreyundzwanzigsten December an. Ich schickte sogleich die Boote wohl bemannt und bewaffnet ab, um während der Nacht die im Hafen liegenden Fahrzeuge zu überfallen, und den Platz zu recognoscieren. Hatley kehrte bald darauf in der Pinnasse zurück, und meldete mir, sie hätten die Solidad de Anday von hundert und fünfzig Tonnen aus Baldivia, mit Bauholz befrachtet, und ein kleines Fahrzeug von fünf und

zwanzig Tonnen, mit einem Mönche, dem Besitzer desselben, am Bord, genommen. Dieses Schiff, das wir dem Merkur nannten, fanden wir sehr nützlich, denn es leistete uns zum Auflauern die treflichsten Dienste. Allein Hatley ließ ein anderes kleines Fahrzeug, das voller Leute war, entwischen, ohne das mindeste dagegen zu unternehmen. Dieß kam von Chiloe und brachte Nachricht von uns; Hatley hätte sich folglich desselben bemächtigen sollen, wenn er Klugheit oder auch nur gesunden Menschenverstand besessen hätte.

Da der Mönch sehr große Lust zeigte, seine Barke loszukaufen, so durfte er an das Ufer gehen, um Geld zu hohlen. Mittlerweile bekamen wir Nachricht, daß ein mit Wein, Branntwein und anderen Artikeln befrachtetes Schiff ungefähr zwey Meilen von uns vor Anker liege. Ich schickte daher den zweyten Lieutenant Randall und fünf und zwanzig Mann ab, um dasselbe wegzunehmen, verboth ihm aber auf das bestimmteste, ans Land zu gehen oder irgend einen gefährlichen Versuch zu wagen.

Allein am nächst folgenden Abend kehrten sie mit einer traurigen Nachricht zurück. Weil das Schiff an das Ufer gezogen worden war, so befahl ihnen Randall zu landen und aus dem Schiffe, so viel sie könnten, wegzunehmen; aber kaum setzten sie den Fuß auf das Ufer, als der Feind mit Wuth über sie herfiel. Indessen entflohen sie alle, fünf ausgenommen, welche, wie alle aussagten, in dem seichten Wassen von dem Feinde in Stücken gehauen wurden.

Dieses neue Wachsthum unserer Widerwärtigkeiten schlug den größten Theil der Mannschaft in einem hohen Grade nieder. Man hörte jetzt

nichts als Murren und Verwünschungen. Indem ich mich noch mit Randall überwarf, welcher an der Spitze dieser unglücklichen Unternehmung gestanden hatte, entdeckte ich ein großes Schiff, welches um die nördlichste Spitze der Insel Quiriquine herum kam. Weil es fast ganz finster war, näherte dasselbe sich uns ohne Furcht und Verdacht; und als es nahe genug gekommen war, ließ ich eine Kanone darauf abfeuern, da es denn sogleich strich. Es war der heil. Fermin von Callao, von drey hundert Tonnen Ladung. Am Bord desselben fand sich Zucker, Syrup, Reis, grobe Leinewand und einige im Lande fabricirte Zeuge; außerdem noch eine Quantität Schokolade und ungefähr sechs tausend Thaler in Münze und Silbergeschirr.

Der Prisenagent sowohl als der Agent der Schiffsmannschaft begaben sich auf das genommene Schiff, um die Ladung desselben zu untersuchen. In kurzer Zeit kehrten sie mit vielem Gepäcke, Vorräthen aller Art und andern Artikeln von beträchtlichem Werthe zurück. Don Francisco Larrayn, der Capitain, äußerte den Wunsch, sein Schiff loszukaufen, weshalb ich ihn ohne Weigerung an das Ufer in dem Boote bringen ließ.

Bald darauf kam zu uns eine Stillstandsflagge mit sieben Geschirren Wein, womit mir der Gouverneur ein Geschenk machte. Zugleich erhielt ich von ihm einen sehr höflichen, aber mit vieler Kunst geschriebenen Brief, worin er mich um eine Einsicht meines Kaperbriefes ersuchte, da er denn mit mir nach dem Kriegsrechte unterhandeln werde. Bey dieser Gelegenheit hatte ich auch das Vergnügen zu erfahren, daß zwey von unsern

Leuten, die, wie wir glaubten, das Leben mit verloren hatten, nur verwundet worden waren, und sich auf dem Wege zur Genesung befanden.

Um den Gouverneur in Rücksicht meines Caperbriefes befriedigende Auskunft zu geben, schickte ich den Capitain der Seesoldaten mit einer Abschrift desselben, der Kriegserklärung u. s. w. nach Conception. Dieser kam bald zurück, und wurde von einem niederländischen Jesuiten, einem spanischen Juristen, einem Engländer und einem Schottländer begleitet. Der Jesuit versicherte mir, er sey nur in der Absicht gekommen, um mir seine Aufwartung zu machen, und mir dadurch nützlich zu werden, daß er das Loskaufungsgeschäft zu einem günstigen Ausgange bringen hälfe. Er sagte mir dann, der Capitain des heil. Fermins sey entschlossen, für dieß Schiff und die Solidad zwölf tausend Thaler zu zahlen, da ich für das erstere allein sechzehn tausend verlangt hatte.

Dieses Anerbiethen verwarf ich schlechterdings, und versicherte den Abgeordneten, daß keine Ueberredungsmittel und keine Kunstgriffe mich vermögen würden, diese Summe für beyde Schiffe anzunehmen. In den heil. Fermin hatten wir zehn große silberne Leuchter, jeden etwa fünf und zwanzig Pfund Sterling an Werth, gefunden. Der heil. Vater stellte mir in einem sehr demüthigen Tone vor, daß sie als ein Vermächtniß seinem Kloster angehörten, und äußerte die Hoffnung, daß ich das edle Geschenk des frommen Gebers nicht zurückhalten würde. Um zu zeigen, wie gern ich ihm dienen wollte, both ich sie ihm für ihr Gewicht an, ohne etwas für die Arbeit zu verlangen, aber er wich diesem Anerbiethen dadurch aus,

daß er mir sagte, zu heiligem Gebrauch werde von ihnen nie etwas gekauft.

Nach manchem nutzlosen Wortwechsel, sowohl hierüber als über die Loskaufung der Schiffe, brachen wir unsere Unterhandlung ab. Weil zwey Tage verflossen, ohne daß ich etwas vom Gouverneur erfuhr, so fing ich zu muthmaßen an, daß er außer der Ranzion noch etwas anders vorhabe. Jedoch wurden zuletzt die Verwundeten mit einem Briefe an Bord geschickt, worin man mir meldete, da die Gefangenen jetzt zurück gesendet worden, so hoffe der Gouverneur, daß auch ich bereitwillig seyn werde, die spanischen Gefangenen zu entlassen.

Da keine weitere Nachricht aus der Stadt eintraf, und da ich nunmehr alle Hoffnung aufgab, für die Schiffe eine Ranzion zu bekommen, so ließ ich sie verbrennen, und ging darauf nach Juan Fernandez unter Segel. Während unserer Fahrt dahin wurde die Beute an den Meistbiethenden verkauft, und die Leute bekamen, ihrem dringenden Verlangen zu Folge, ihren Antheil an dem Prisengelde.

Wir erreichten die Insel Juan Fernandez um die Mitte des Januars, und fanden daselbst einige Nachricht, daß Capitain Clipperton dort gewesen war, aber nicht die mindeste Weisung, wohin wir zu steuern hätten, im Fall wir eben daselbst anlegten. Dieß bestärkte meine Meinung noch mehr, daß es gar nicht der Wunsch meines Gefährten war, in meiner Gesellschaft zu segeln.

Am einundzwanzigsten Januar schickte ich den Merkur ab, um Copaipo zu recognosciren. Der Officier, dem ich dieß Geschäft übertragen hatte, brachte mir die Nachricht, daß im Hafen keine

Schiffe zu sehen wären. Ich trug ihm nun auf, den Hafen von Caldera zu untersuchen, und so schnell wie möglich zurückzukehren. Auch hier entdeckten sie nichts; aber anstatt gerades Weges zu mir zurück zu kommen, verfehlten sie den Landwind und verzögerten meine Abfahrt um einen ganzen Tag.

Am fünften Februar schickte ich einen Officier mit der Ordre voraus, sich in der Arica-Bay nach Schiffen umzusehen. Als ich mich darauf selbst diesem Hafen näherte, entdeckte ich den Merkur außerhalb der Bay, woraus ich schloß, daß ein feindliches Schiff für ihn zu stark gewesen war. Dieß bewog mich, alle Segel aufzusetzen, um ihm Beystand zu leisten. Aber da ich heran kam, hatte ich das Vergnügen zu finden, daß das Schiff bereits genommen und der Merkur durch Zufall von ihm weggetrieben worden war.

Diese Prise hieß der Rosenkranz, war von hundert Tonnen Ladung, und seine Fracht bestand in Seerabenmist, welcher als Düngmittel beym Anbau des Agi oder Pimento außerordentlich geschätzt wird. Der einzige Weiße am Bord war der Pilot, durch welchen ich einen Brief an den Eigenthümer schickte, worin ich es ihm frey stellte, das Fahrzeug loszukaufen. Er antwortete mir sehr bald, schützte seine Armuth vor, zeigte sich aber doch bereitwillig, meiner Forderung nach allem seinen Vermögen Gnüge zu leisten. Wir vereinigten uns auf tausend fünf hundert Stück von Achten; und der ehrliche Spanier war so pünktlich, daß er die stipulirte Summe noch an demselben Abende bezahlte.

Bald hernach nahmen wir eine kleine Barke, die mit demselben Artikel, von den Spaniern

Guana genannt, und einigen getrockneten Fischen beladen war. Der arme Eigenthümer kam zu uns in einer Balsa oder einem Kahne aus Seehundfellen, und brachte zwey Geschirre Branntwein und vierzig Stück von Achten mit, um die Barke loszukaufen. Ich nahm dieß Anerbieten an, und machte ihn durch Freygebung des Fahrzeuges glücklich.

Als wir von Arica wegsegelten, begegnete ich wieder dem Weisen Salomo auf der Rhede von Hillo. Da dieses Schiff entschlossen schien, eine Convoy zu vertheidigen, so unternahmen wir nichts wider sie, sondern setzten unsere Fahrt fort, und theilten während derselben die neulich gemachte Beute. Am zweyundzwanzigsten Februar kamen wir Callao gegenüber, machten aber keinen Versuch.

Nach einigen Tagen verlangten die Officiere, die einige Zeit lang im Merkur gefahren waren, abgelößt zu werden. Da jetzt am Capitain Hatley die Reihe war, das Commando dieses Schiffes zu übernehmen, so that er mir den Vorschlag, längs den Vorgebirgen der Küste hinzusteuern, bis wir die Länge von Lobos erreichen würden. Dieser Vorschlag mißfiel mir nicht, weil ich es für wahrscheinlich hielt, daß wir in dieser Richtung auf die Panama-Schiffe stoßen würden. Jedermann schien meinen Entschluß zu billigen; ich verstärke die Mannschaft des Merkurs und lieh dem Capitain Hatley die Pinnasse.

Als alle Vorbereitungen zur Abfahrt des Schiffes getroffen waren, wendete sich der Capitain der Seesoldaten Betagh, der jetzt den Officier am Bord des Merkurs ablösen sollte, aber zu diesem Dienste keine Lust hatte, an die Mannschaft des Schiffes, und äußerte mit einem niederge-

schlagenen Blicke, daß man sie alle aufopfern wolle, indem er sich noch vieler anderer Ausdrücke bediente, um eine Meuterey zu veranlassen.

Ich fing jetzt zu besorgen an, daß er einige seiner früheren Drohungen gegen mich in Erfüllung bringen wolle. Ich appellirte deshalb an die Mannschaft, und fragte sie, ob irgend jemand Betagh's Meinung beyträte. Einstimmig riefen alle Nein! Dieß entschied in dieser kritischen Lage; Hatley und Betagh gingen an Bord, und indem das Schiff sich von uns entfernte, erhob die Mannschaft desselben ein dreymahliges Freudengeschrey. Am Tage darauf nahmen sie eine kleine mit Reis beladene Barke; und am nächstfolgenden Tage wieder eine. Am siebenten Tage, nachdem sie von uns weg waren, bemächtigten sie sich eines Schiffes von zwey hundert Tonnen Ladung, hundert und funfzig tausend Stück von Achten werth.

(Der Beschluß folgt im künftigen Bande.)

Inhaltsanzeige

des fünften Bandes.

Seite.

Reise des Capitains Woodes Rogers um die Welt 1

Reise Peter Kolpen's nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. = = = = = = 111

Reise der Capitaine Clipperton und Shelvock um die Welt. = = = = = = 183